Das

Deutschthum in Oestreich.

Von einem

Deutsch-Oestreicher.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1871.

Vorwort.

Der Zweck nachstehender Zeilen ist, in kurzen Umrissen eine Geschichte der Entwicklung des Deutschthums in Oestreich zu liefern. Ich werde mich so wenig einem sorglosen Optimismus, der die Dinge alle in dem rosigsten Lichte sieht, als einem ewig unzufriedenen Pessimismus, den schwarze Schleier das Licht, und wären es auch nur Flecken, nicht erkennen lassen, hingeben. „Draußen im Reich" urtheilt man meist nur in diesen Extremen von uns Deutsch-Oestreichern. Möge es dieser Schrift gelingen, daß ihre Leser in Deutschand sine ira et sine amore, wie der Verfasser es versucht hat, künftig über ihre deutschen Brüder in Oestreich urtheilen möchten! Meinen Landsleuten aber möge der Rückblick in die Vergangenheit zur Warnung dienen, sich nicht mehr loszusagen vom Deutschthum, um Phantomen nachzujagen!

Wien, 20. Mai 1871.

Der Verfasser.

In den ausländischen deutschen Blättern werden östreichisch-ungarische Fragen in einer Weise discutirt, die einen Mangel an Kenntniß der Zustände und an Verständniß für die Verhältnisse dieser Länder erkennen läßt, der um so mehr auffallen muß, als dieselben Organe oft über die gewiß nicht weniger verwickelten italienischen oder spanischen Fragen sehr genau instruirt sind. Italienische Cabinetskrisen und spanische Militäremeuten dürften aber die deutsche Leserwelt doch weniger interessiren, als die Geschicke Oestreich-Ungarns.

Wir wissen nicht, ob Napoleon jenen Satz, der ihm in den Mund gelegt wird, wirklich gesprochen hat: Man kann sich nicht mit einer Leiche verbinden, — aber wir acceptiren dieses Urtheil über Oestreich, indem wir uns nur die nothwendige Modification desselben erlauben. Oestreich ist ja nicht die Leiche, in der alles organische Leben abgestorben ist, noch zeigen sich Regungen desselben genug, aber oft ist man geneigt, jede dieser Zuckungen für den letzten Todeskampf, für jenes letzte Aufflackern des Lebenslichtes, das dem Erlöschen desselben vorherzugehen pflegt, zu halten, und so oft man sich auch hierin getäuscht haben mag, so ist man doch nicht mehr so sanguinisch, noch auf Genesung zu hoffen; denn die Ueberzeugung von der Unheilbarkeit des Leidens, an dem der Kranke darniederliegt, ist eine allgemeine.

Wie die Aerzte rathlos sind, wenn an dem Patienten das Vor-

handensein einer internen Gangräne constatirt werden muß, deren immer weiter um sich fressendes Vorwärtsschreiten zwar verzögert, aber nicht aufgehalten werden kann, und wie da alle Consultationen berühmter und nicht berühmter Fachmänner, von denen zumeist ein jeder eine andere Methode in Vorschlag bringt, fruchtlos bleiben, so kann auch der Staat, dessen Lebensnerv einmal durch schädliche Einflüsse von Außen angegriffen ist, nicht mehr gerettet werden, alle Ministerwechsel sind umsonst, und sollte man sich die Staatsmänner auch gar vom Auslande importiren; ja die häufig geänderte „Behandlungsmethode" wirkt oft noch beschleunigend auf die Zersetzung der Kräfte des kranken Staates. Wie aber jener pathologische Zustand des Kranken, als sogenannter „seltener Fall", wie der terminus technicus der Mediciner lautet, die ungetheilte Aufmerksamkeit der ärztlichen Welt auf sich zieht, so darf wohl, um darauf zurückzukommen, was wir Eingangs erwähnt haben, in noch viel höherem Grade der auf dem Gebiete des Staatenlebens gewiß auch sehr selten eintretende Fall einer Zersetzung auf das Interesse der Politiker Anspruch erheben. Um so mehr, als die Glieder des abgestorbenen Staatskörpers nicht, wie die der menschlichen Leiche, der Verwesung verfallen und endlich, wenigstens dem Auge, ganz verschwinden, sondern (die Völker sind ewig) die Fähigkeit und den Drang besitzen, anderen Staatswesen sich anzuschließen und einzufügen. Dieser schon durch die Nothwendigkeit selbst gebotene Drang wird oft zur Lust, die sich noch bei dem äußerlichen Zusammenhalten des betreffenden Staatskörpers häufig genug äußert, und so sehen wir denn die östreichisch-ungarischen Slaven (natürlich mit Ausnahme der Polen) nach Rußland, die Rumänen Siebenbürgens und Niederungarns nach der Wallachei und die Bewohner Wälschtyrols und Istriens nach dem Königreiche Italien hinüberschauen; der Magyare strebt einstweilen nach einer Lockerung der Verbindung mit Oestreich, die nach und nach die reine Personalunion werden soll, und sorgt wohl auch schon für die Zukunft, die die Kossuth'schen Pläne von einem Donaureiche unter

dem Principate der politisch und intellectuell reifsten Nation dieses weiten Gebietes, der Ungarn, (unter Blinden ist 2c.) wohl verwirklichen dürfte.

Nur die Deutschen und die Polen halten noch mühsam die cisleithanische Staatsmaschine im Gange. Daß die Polen an Oestreich interessirt sind, wo sie nicht wie in Rußland russificirt oder in Preußen germanisirt werden, ist erklärlich; tragen sich ja die Galizianer sogar immer noch mit der einfältigen Hoffnung, mit der Hülfe Oestreichs die übrigen polnischen Gebiete zu erobern, um dann das Königreich Polen seligen Angedenkens wieder herzustellen.

Was erklärt uns aber die Handlungsweise der Deutschen? Hätten sie nicht vielmehr Ursache, nach Deutschland hinüberzuschauen, als die Czechen nach Rußland, als die Triestiner nach Italien? Fehlt es ihnen an Patriotismus? — Noch vor einem Jahre hätten wir diese Frage leider bejahen müssen, heute ist es aber gottlob anders, der deutsche Sinn der Deutsch-Oestreicher wurde durch den ewig denkwürdigen Krieg, der Deutschland so viel Ruhm und Segen gebracht hat, mächtig geweckt, und ist heute, wenn wir nicht etwa Czamaras, lärmende Tabors und Petarden für nationale Gesinnung halten, den bezüglichen Gefühlen der strikenden Nationalitäten, wie wir die in den Schmollwinkel zurückgezogenen Czechen, Italiener 2c. nennen können, vollkommen ebenbürtig. — Und doch verbleiben die Deutschen in dem Parlamente, und beschäftigen sich mit östreichischen Interessen!

Wir sind auf diesen Einwurf gefaßt.

Wie man den Elsässern ihr Festhalten an Frankreich gerade als deutsche Treue auslegte, so ist es auch deutsche Treue, die die Deutsch-Oestreicher an dem Staatswesen, in dem sie lebten, so regen Antheil nehmen ließ, und wie die Elsässer zur Zeit, da es Frankreich am schlechtesten ging, als es in vielen großen Schlachten besiegt worden war, und die Republik den Verzweiflungskampf eröffnete, Frankreich in der Noth nicht verläugneten, so bleiben auch die Deutsch-Oestreicher

als getreue Wärter an dem Krankenbette der dem Tode nahen Austria. Treue bis zum Tode!

Der Tod erst löst so manche Verbindung, so manchen Vertrag. Der Zerfall Oestreichs macht die Deutschen dieses Staates ihrer Verbindlichkeiten los und ledig und sie eilen in die Arme ihrer Stammesbrüder. Oder wie, sollten ihnen diese nicht offen stehen? sollten die Deutschen uns noch immer nicht für würdig halten, ihre Staatsgenossen sein zu dürfen? — Wir sind nicht mehr die Deutsch-Oestreicher von 1848, von denen Gagern mit Recht sagen durfte, daß wir, nicht bloß die Regierung, sondern auch das Volk, der staatlichen Entwicklung Deutschlands stets schädlich gewesen seien und sein würden, wir sind auch nicht die Deutsch-Oestreicher von 1866 und 1868, die wir nach der Führerschaft in Deutschland strebten, wir sind ganz bescheidene, kleinlaute Leute geworden, die ihr Unrecht von früher erkannt haben. Reue und die Absicht zeigen, das Verbrochene wieder gut zu machen; wir sehen ein, wie Preußen allein zur Führung berufen ist, wir werden den Frieden nicht stören, und unsere deutschen Brüder haben das Alles gewiß auch schon eingesehen, und ihre Arme werden uns geöffnet sein. —

Zum Beweise dessen aber, daß wir würdig seien, in Deutschland einzutreten, wollen wir jetzt das Deutschthum in Oestreich in seinen verschiedenen Perioden, die es durchzumachen hatte, betrachten. Auf unfruchtbarem, dürrem Boden erwuchs es gleich wohl aus einem kärglichen Pflänzchen zu einem stattlichen Baume, der heute Wind und Wetter Trotz bietet. — —

Die Freiheitskriege von 1813—15 hatten in den deutsch-östreichischen Kriegern nicht jene mächtige Begeisterung wachgerufen, wie wir sie vor Allem bei den preußischen Truppen wahrnehmen. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Friedrich Wilhelm III., kaum als er sah, daß dem Länderräuber jetzt beizukommen sei, appellirte „an sein Volk" und „das Volk stand auf, der Sturm

brach los". In Oestreich zog man noch viele Monate herum, sah zu, wie sich die Anderen schlugen, und erklärte endlich auch den Krieg. Wie immer! Keine Erregung, keine Leidenschaft, kein Leben! Und als die Krieger von Frankreich nach Hause kamen, da pflanzten sie wieder auf dem alten Flecke ihren Kohl weiter, wo sie ihn früher gebaut hatten. — Eine rühmliche Ausnahme von ihren deutsch-östreichischen Landsleuten machen die Tyroler und Pinzgauer, deren langwierige Kämpfe und Reibungen mit den fremden Eindringlingen in den beiden Ländern einen beispiellosen Franzosenhaß erzeugten. Auf diese Weise entwickelte sich hier, sozusagen auf negativem Wege, eine deutsche Gesinnung, wie sie anderswo in Oestreich nicht bestand, und deren Spuren, da sie selbst natürlich auch unterging, wir später noch finden werden. —

Als den deutschen Völkern für das vergossene Blut zum Dank kalter Hohn geboten wurde, da traf es den deutsch-östreichischen Stamm am leichtesten. Wie man aus blindem Unterthanengehorsam in den Kampf gezogen war, ohne dabei etwas zu denken oder zu hoffen, so konnte man auch durch die neue Ordnung der Dinge nichts verlieren. Diejenigen Artikel der famosen Carlsbader und anderen Conferenzbeschlüsse, welche vom Deutschthum handelten, wurden nur von einer geringen Anzahl Gebildeter verstanden und mit Unwillen aufgenommen. Auf den Hochschulen, die das Joch der geistlichen Hoheit nicht von sich abstreifen konnten, und deren Hörer sich einer Kleiderordnung unterwerfen mußten, waren keine Burschenschaften gegründet worden; der Turnplatz war eine terra incognita (das Turnen drang überhaupt erst zu Ende der fünfziger Jahre als Vereinsturnen in Oestreich ein, während wenige Jahre länger schon in einigen Anstalten, Privatschulen u. dgl. gymnastische Uebungen angestellt wurden); trotz der bekannten Musikliebhaberei in Oestreich kannte man Gesangsvereine nicht. (Der erste wurde zu Anfang der vierziger Jahre gegründet und erhielt die Erlaubniß hierzu auch nur mit großen Schwierigkeiten.)

Besser stand es mit dem Theater. Hier war es dem Pub-

likum, wir sprechen hier speciell von Wien, vergönnt, die herrlichen Schauspiele Goethe's, Schiller's u. A. in musterhafter Weise von den Künstlern der Hofbühne dargestellt zu sehen. Aber wie sahen die Schiller'schen und Goethe'schen Gestalten aus! Hofceremoniell und Polizeivorschriften hatten beide in gleichem Maße gewirkt, sie zu verzerren und lächerlich zu machen. Da durfte keine geistliche Person auf der Bühne auftreten, einem Regenten oder Mitglied eines fürstlichen Hauses durfte nicht „du“ gesagt werden, Staatsbeamte durften nicht schimpfirt oder lächerlich gemacht werden, ja Mephisto durfte nicht in rothen Hosen auftreten, weil dadurch die Generalität, die bekanntlich in Oestreich rothe Hosen trägt, sich hätte beleidigt fühlen können. Dies war die Quelle, aus der die deutsch-östreichische Bevölkerung ihr deutsches Gefühl, ihre deutsche Gesinnung schöpfen und stärken sollte. Gleichwohl blieb das Theater, da das Vereinswesen nicht gestattet war, die ganze Aera Metternich's hindurch der einzige Versammlungsplatz des gebildeten Mittelstandes und es entwickelte sich ein Stammpublikum, das unter der Form harmlosen Applauses, der ja auch dem Schauspieler gelten konnte, auf zahlreiche politische Stellen in den einzelnen Dramen aufmerksam machte. Diese wurden nun freilich von der Censur für die nächste Aufführung gestrichen, aber man fand ja solcher Stellen noch immer genug.

Während so die Gebildeteren und Wohlhabenderen wenigstens halbwegs eine geistige Anregung fanden, blieb die große Masse hievon ganz unberührt. Das ewige Einerlei der Verwaltung, deren oberste Leitung beinahe 40 Jahre lang in einer und derselben Hand lag, langweilte, spannte ab und brachte schließlich eine Erstarrung hervor, die nicht nur das Staatswesen erfaßte, sondern sich auf die einzelnen Individuen erstreckte. Starr, abgestorben war der Oestreicher für das Edle, Schöne, Wahre, kurz für das Ideale, und damals erreichte jene P h ä a k e n w i r t h s c h a f t, die Schiller schon Jahrzehnte vorher zu jenem Epigramme Anlaß gab, das die Wiener ihm noch heute nicht verzeihen wollen, ihren Höhepunkt. Wer kümmert sich um Politik u. dgl., wenn das Backhuhn

und der köstliche Heurige auf dem Tische stehen, und besonders wer wird daran denken, zu politisiren, wenn es verboten ist? Die Lohn- und Geldverhältnisse gestalteten sich günstig, — wie dies überhaupt nur in einem absoluten Oestreich möglich zu sein scheint, — und so duselte man aus einem lustig durchlebten Tage in den anderen hinüber. Dieser Epoche erinnern sich die Greise jetzt noch, als der „guten alten Zeit". Dieselbe Idylle, die uns durch ihre mündlichen Schilderungen dargestellt wird, tritt uns auch aus den wenigen Zeitungen der damaligen Zeit entgegen. Während die in Deutschland erscheinenden Blätter der Restaurationsepoche und der nachfolgenden Zeit denn doch eine, wenn auch sehr bescheidene und nur gewissermaßen angedeutete Kritik der Regierungsverfügungen ihren Lesern lieferten, zwischen deren Zeilen selbe, wenn sie überhaupt zu lesen verstanden, sich genug herauslesen konnten, beschränkten sich die östreichischen Zeitungen darauf, das Geschehene einfach zu berichten. Da dies nur wenig Raum in Anspruch nahm, so blieb der ganze übrige für harmlose Tagesneuigkeiten, Ball-, Concert- und Theaterberichte und schließlich Inserate, die wieder zum größten Theile aus Einladungen zu Vergnügungen und zum kleinsten aus Bücheranzeigen bestanden. —

Die Julirevolution, die auf das übrige Deutschland mannigfaltig Einfluß nahm, ging an Oestreich spurlos vorüber, ebenso änderte der Tod des Kaisers Franz I. nichts an der Gestaltung der Dinge, und da die Bevölkerung von den zahlreichen polnischen und italienischen Verschwörungen und Aufständen wenig oder doch nicht die Wahrheit erfuhr, so blieb dieselbe in jener geistigen und politischen Erstarrung, von der wir schon oben gesprochen haben, befangen. Was Wunder, daß, als der Frühling des Jahres 1848 diese seit Jahrzehnten aufgestapelten Eismassen mit einem Male schmolz, Schrecken und Verheerung dem Eisgange auf dem Fuße folgten? —

Die Wiener Revolution des Jahres 1848 ist vielleicht die interessanteste der zahlreichen Bewegungen, die in diesem Zeitraume aller Orten halb Europa erschütterten. Sie erscheint uns

wie die Brandung, die zuerst leiser anschlägt, immer stärker wird, bis sie zuletzt bis zu tiefst, bis zum Meeresboden die Wogen aufwühlt, und bis zu höchst anschwillt, um in überstürzender Hast die geregelten Zeitverhältnisse zu überfluthen.

Die Märzrevolution, poetisch und romantisch, mit häufigen Anklängen an die alte Loyalität und Unterthanentreue, wie schnell wurde sie überholt! Es kamen die Barrikaden des Mai. Von ihnen zur Ermordung Latour's war kein weiter Sprung, und so wäre das Rad weiter gerollt zu Wohlfahrtsausschuß, Guillotine und Schreckensherrschaft, wenn es nicht in seinem Laufe durch das Hemmseil der Militärdictatur aufgehalten worden wäre.

Daß die revolutionäre Bewegung in Wien ihre anfänglichen Ziele und Tendenzen so rasch bei Seite schob, und wenn der Ausdruck erlaubt ist, sich selbst so rasch überholte, ist keineswegs Wunder zu nehmen. Wenn es wohl bei der oft erwähnten Trägheit der Masse in Oestreich überraschen mußte, daß der Anstoß, den die Februar-Revolution gab, auch in Wien, und zwar hier zuerst eine Bewegung hervorrief, so durfte man sich doch bald darauf gefaßt machen, daß Freigebung der Presse und das Versprechen einer Constitution nicht auf lange genügen würden. Uns erscheint das östreichische Volk von damals wie ein Seefahrer, der lange Zeit ohne Nahrung oder doch nur kärglich mit solcher versehen auf dem Meere umherirrt und vom Scharbock ergriffen wird. Kommt derselbe wieder unter Menschen und in die Lage, seinen Hunger zu stillen, so nimmt er so schnell und in so großen Quantitäten die Speisen zu sich, als ob er nicht genug bekommen könnte, was in den meisten Fällen den Tod des Kranken zur Folge hat. So schlimm erging es den Oestreichern nun freilich nicht. Als sie ihren durch vielhundertjährige Knechtschaft (man erlaubt uns, die sogenannte Freiheitsepoche unter Josef II. zu übergehen) genährten Heißhunger nach Freiheit in laut Hof-, Armee- und Bureaureglements unmäßiger Weise befriedigt hatten, gab man zwar auch einigen der Heißhungrigsten, um ihnen auf ewig den Appetit zu

verderben, eine Bleikugel zu verdauen, der großen Masse begnügte man sich aber so lange mit Kriegsgericht, Standrecht, Executionen und Requisitionen zuzusetzen, bis sie nolentes, volentes, — man verzeihe uns, wenn wir zu drastisch werden, — das kaum Genossene wieder herausgaben. —

Doch es ist Zeit, daß wir uns umsehen, wie sich während dieser bedeutenden Epoche das Deutschthum in Oestreich gestaltete.

Die Vorstellungen, die in dem auswärtigen Deutschland und besonders in Süddeutschland über den Charakter und die Tragweite der auf diesem Gebiete gemachten Bewegungen, Agitationen und Demonstrationen, als deren Ausgangspunkt Wien anzusehen ist, von wo dieselben in die Provinz verpflanzt wurden, herrschend waren und vielleicht noch jetzt verbreitet sind, sind theils falsch, theils übertrieben. Diese richtig zu stellen, oder doch auf das gehörige Maß zurückzuführen, soll unsere Aufgabe sein. Das Tragen von breiten schwarz-roth-gold'nen Bändern um die Brust, und Schwingen gleichfarbiger Fahnen kann uns nicht genügendes Zeugniß für deutsche Gesinnung sein.

Zur ersten Zeit, im März, fehlten aber auch derartige äußere Zeichen und erst später, als die Wahlen für Frankfurt ausgeschrieben wurden, tauchten dieselben auf. Die Märzrevolution hatte auch in den äußeren Formen noch das Gepräge einer specifisch östreichischen Bewegung. Der innere Gehalt gab der Form natürlich nichts nach. Als der kurze Kampf ausgefochten oder vielmehr durch die Gutmüthigkeit des Kaisers Ferdinand beigelegt war, — hätte dieser, dem die Gewährung der Freiheiten selbstverständlich nicht etwa angenehm war, gleich Anfangs Energie gezeigt und den Auflauf unterdrücken lassen, so wäre dem östreichischen Volke viel Unheil erspart geblieben und das Jahr 1848 hätte vielleicht auch in Oestreich wie in den meisten deutschen Staaten verfassungsmäßige Zustände hinterlassen, während die ewig schwankende, mehr von Charakterschwäche als von

„Güte“ zeugende Handlungsweise des Kaisers, der zweimal aus der Residenzstadt durchbrannte, die Wiener zu Unbesonnenheiten hinriß, welche das gewaltsame Vorgehen der Militärpartei in den Augen der „Gutgesinnten“ rechtfertigten, — als man nun eben mit seinem Andrängen reussirt hatte, da jubilirte man: Oestreich ist frei, schwärmte von den neuen Errungenschaften, benutzte die Preßfreiheit zu ganz miserablen Hymnen auf den 13. März, die Studenten, die Bürger, den Kaiser, der der Geber alles dieses Guten sei, sann auf eine möglichst geschmacklose Costumirung der Nationalgarde und trieb sonstige Allotria, um immer wieder in den Ruf auszubrechen: Hoch Ferdinand, hoch Oestreich! Von Deutschland war kein Sterbenswörtchen zu vernehmen. Für den Deutsch-Oestreicher von dazumal war ja Deutschland bis zu jener Zeit kaum mehr als ein geographischer Begriff, den er sich nach den Grenzen des deutschen Bundes gebildet hatte. Von der famosen Wirthschaft, die am Frankfurter Bundestage getrieben wurde, hatte er wenig oder gar keine Kenntniß, oder er litt doch nicht darunter; denn ein Gegenstand, der mit seinen Träumen, Wünschen, Idealen zusammenhing, war Deutschland nicht, was kümmerte es ihn denn, ob es so oder so zuging? Mit obigen Seelenthätigkeiten gab sich ein rechter Deutsch-Oestreicher unter der Periode Metternich's übrigens überhaupt nicht ab, und als, um in der Sprache der damaligen Zeit zu reden, am Idus des März das Morgenroth das Anbrechen der neuen Zeit verkündete, da war es nur den Pariser Berichten, die anregend wirkten, und der begeisternden Sprache meist jugendlicher Redner (aus der Studentenschaft) zu verdanken, daß er die Freiheit als anzustrebendes Ideal erkannte und erfaßte. Wer da aber glaubt, daß unter so ungünstigen Verhältnissen, in so kurzer Zeit, das Gefühl der Nationalität, der Drang nach Deutschlands Einigung, eine Idee, die dem politischen Laien mit der Freiheitsidee so leicht in Widerspruch zu kommen scheint, dem Deutsch-Oestreicher, den wir als nicht viel mehr als ein Object in der Hand politischer Doctoren oder Quacksalber betrachten dürfen, hätten beigebracht werden können,

selbst wenn der Wille hiezu vorhanden gewesen wäre, der hält eben das Unmögliche für ausführbar.

Wir haben somit das Vorhandensein eines Deutschthums in Oestreich im Jahre 1848 geläugnet, weil die Uebersättigung des Deutsch-Oestreichers mit Freiheitsidealen alle auf die Gründung eines solchen abzielenden nationalen Bestrebungen illusorisch gemacht hätte. Wir sind unseren Lesern aber noch den Beweis dafür schuldig, daß solche Bestrebungen wirklich nicht gemacht wurden, weil in den geistigen Führern der Bewegung deutsche Gesinnung gleichfalls nicht vorhanden war.

Wir haben oben der poetischen Literatur erwähnt, die die Märztage hervorriefen. Es liegt uns eine Sammlung dieser Gedichte vor, sie stammen zumeist von den sogenannten Leitern der Menge, von den Häuptern der Revolution, wenn wir solche Marat'sche Klänge hier anbringen dürfen. Da wir wohl annehmen können, daß dieselben ihrer keuschen Muse gegenüber kein Geheimniß gehabt haben, so dürfen wir diese Poesien als Ausflüsse der innersten Ueberzeugungen auffassen. — Wir schlagen das Buch auf. Immer dasselbe! Die tapferen Studenten wechseln mit dem geliebten Kaiser Ferdinand, die Opfer der Freiheit mit den wackeren Bürgern, das mit Blut gemalte Morgenroth (die meisten der wenigen [20] Gefallenen haben ihren Tod dem Zufall oder ihrer Neugierde, auch eine Frau ist darunter, zu verdanken) mit dem freien glücklichen Oestreich ab. Nur eine verschwindend kleine Minorität all' dieser Dichterlinge und Dichter flicht in ihre Poesien einen Gedanken an Deutschland ein, der in der stereotypen aber plumpen Form gegeben ist, daß sie ihre neugebackene östreichische Freiheit nach Deutschland tragen wollten. Vortheilhaft zeichnet sich unter dieser Schaar Ludwig Eckardt, der wackere Patriot, aus. Freilich begegnen wir auch hier jenem Irrthum, daß Oestreich an die Spitze von Deutschland treten müsse, aber wir erkennen gleich, daß der Verfasser nicht Oestreich, sondern Deutschland hiemit einen Dienst erwiesen glaubt. So früh hatte sich schon in dem Jünglinge de

Wahn festgesetzt, der den Mann beinahe bis an das Grab begleiten sollte, denn erst bei der Kunde von den Siegen des Vorjahrs fiel es Eckardt wie Schuppen von den Augen, leider zu spät, als daß er durch sein Wirken im rechten Sinne hätte gut machen können, was er, da sein Blick umschleiert war, vielleicht an Deutschland verschuldet hatte. —

Neben diesen wenigen Männern, deren Gesinnungen uns aus ihren Versen bekannt werden, gab es unläugbar noch Oestreicher, die deutsch dachten und fühlten; aber diese waren schon vor dem März so gesinnt und nicht die Bewegung der jüngsten Zeit, sondern eine Reihe von Jahren hatte durch Lectüre, Studium und Reisen jene Ueberzeugung in ihnen geweckt und befestigt. Doch, zerstreut über das ganze Reich, ohne Mittelpunkt, an Zahl immer noch verschwindend Wenige, bildeten sie keine Partei, die Propaganda zu machen in der Lage gewesen wäre. So lebte die große Masse im Vollgefühle der östreichischen Freiheit dahin, bis die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung dem Gemälde wenigstens einen deutsch schillernden Anstrich gaben. Die deutsche Frage, die in Frankfurt gelöst werden sollte, traf die Deutschen Oestreichs gar nicht orientirt. Während im übrigen Deutschland die Fragen, „ob Staatenbund, ob Bundesstaat, ob das Kaiserthum wieder herzustellen sei, oder ob man den Bundestag blos reformiren solle", überall lebhaft discutirt wurden, war man in Oestreich hierüber ganz im Unklaren. Doch wozu brauchte man auch das Alles? Vorerst half man sich bei den Wahlversammlungen über dergleichen Haarspaltereien und Kleinigkeiten mit Phrasen vom „einigen Deutschland" (das man freilich nicht zu constituiren gewußt hätte) hinweg; wo mehrere Candidaten aufgestellt waren, entschied nur der größere oder geringere Liberalismus, und ein Mandat brauchte man den Abgeordneten nicht mit zu geben, diese wußten ja doch, daß ihre Hauptpflicht den Wählern gegenüber darin bestünde, den alten östreichischen Einfluß in Deutschland zu wahren. Wie gewissenhaft dieselben dieser Pflicht nachgekommen sind, davon

weiß die Geschichte der Paulskirche zu erzählen. Die Abgeordneten aller anderen deutschen Länder theilten sich und schlossen sich die Einzelnen der oder jener politischen Fraction an, die Oestreicher blieben beisammen und so lesen wir von der Linken, der Rechten, den Großdeutschen, Kleindeutschen, Erbkaiserlichen und, als ob sie mit den Anderen gar nichts gemein hätten, von den Oestreichern. Wen erinnert dies nicht an die Partei der Polen im heutigen deutschen Reichstage? Wie die Posener nicht zu Deutschland gehören wollen, so bewiesen auch die Oestreicher durch die isolirte Stellung, in der sie sich gefielen, die Richtigkeit jener Parteianschauung, die Oestreich (auf eine geraume Zeit) von Deutschland ausgeschlossen sehen wollte!, und, ob sie sich gleich auch officiell dagegen verwahrten und ereiferten, so zeigten doch schon die häufigen Abreisen und Personalveränderungen, daß den Abgeordneten selbst eben das Interesse an den deutschen Angelegenheiten und deren Gestaltung abging. Einer dieser von Frankfurt zurückgekehrten Volksvertreter — derselbe genießt noch heute eines bedeutenden politischen Rufes — äußerte sich bei seiner Ankunft in Wien: Die da draußen wollen ja von uns Oestreichern nichts wissen, mit der B—g—g— will ich nichts zu thun haben. So ließen sich Leute von Bildung, die obendrein noch eine Wahl in eine deutsche Reichsvertretung angenommen hatten, vernehmen, wie mußte dann das Volk denken?

Eine bessere Wirkung, als auf diesen Abgeordneten, brachte der Aufenthalt in Deutschland auf jene Studirenden hervor, die als Delegirte der Wiener Universität das Wartburgfest mitfeierten. Außer dem Fuchsliede „Was kommt dort von der Höh'", das bald in Wien — wer lacht nicht? — als politisches Lied behandelt und von Jedermann gesungen wurde, so daß dasselbe folgerichtig in der Reactionszeit auch strengstens verboten war (wir erinnern uns noch mit Wohlbehagen, mit welchem Schauder das Publicum des Carltheaters unter Schmerling das Lied bei der ersten Aufführung einer Posse zum ersten Male wieder hörte, immer gewärtig, daß die ganze

hochverrätherische Zuhörerschaft sammt den Acteurs festgenommen werde, und jeder behauptete steif und fest, daß dies eine kühne Improvisation sein müßte, da die Theatercensur das Lied gewiß nicht hätte passiren lassen), — außer dem Fuchsliede also — man entschuldige die lange Abschweifung! — brachten diese Delegirten auch ein durch den Patriotismus ihrer deutschen Collegen, die die alten Burschenschaften auf den einzelnen Universitäten überall schon wieder hergestellt hatten, angeregtes Nationalbewußtsein mit, das sich bald ihren in Wien gebliebenen Collegen mittheilte. Wie der jugendlich feurige Sinn der Studentenschaft in den Märztagen schnell die Idee der Volksbewegung erfaßte, so widerhallten die Räume der Aula, in der so lange das Evangelium der Freiheit gepredigt wurde, bald von deutsch-nationalen Reden, und begeistert jubelte das Auditorium, unter das sich immer auch Bürger und Arbeiter mischten, ihnen zu. Bald aber wurde die beliebte Freiheitsidee mit der Idee des Deutschthums unnatürlich und zum Nachtheile der letzteren verkoppelt, und unter dem Losungsworte der deutschen Republik fand sich bald wieder Mäusedr— und Coriander zusammen. Da waren viele deutsche Revolutionsmacher par renommée, meist catilinarische Existenzen, die die Sache als Geschäft betrieben, dann die verschiedenen Wiener Demokraten der zahlreichen immer radikaler sich geberdenden Vereine, und schließlich die akademischen Legionäre, die ihren point d'honneur darein setzten, Alles zu überbieten, was von Anderen gesprochen oder gethan wurde. Immerhin hätte sich aber selbst aus diesen verworrenen und gewissermaßen forcirten Ansichten eine Art deutscher Gesinnung entwickeln können; es fehlte auch an günstigen Nebenumständen nicht; hieher rechnen wir besonders die Erbitterung, die gegen die Slaven herrschte, die, schon genugsam verhaßt als Träger des alten Systems, dem besonders die Czechen die Beamten lieferten, mit ihrem Prager Congreß und den damals zum ersten Male hervortretenden russophilen Bestrebungen, sowie schon früher durch die Weigerung, die Wahlen nach Frankfurt vorzunehmen, sich den Deutschen feindselig gegenüber-

stellten. Die vielen mißlungenen Versuche, am Oberrhein, in der Pfalz, in Würtemberg, Mainz und Frankfurt mit Gewalt der deutschen Republik Eingang zu verschaffen, kühlten die Wiener Hitzköpfe ab und hielten sie von ähnlichen Thorheiten zurück; wie aber gewöhnlich in solchen Fällen mit der Schale auch der Kern verloren zu gehen pflegt, so vergaß man auch Deutschland selbst wieder und interessirte sich nur mehr für östreichische Verhältnisse.

Hiezu trugen auch die Berichte, die aus Frankfurt kamen, sehr viel bei. Immer deutlicher zeigte es sich nämlich, daß die Stimmung, die in Frankfurt gegen Oestreich herrschte, bei der Majorität eine geradezu feindliche war. Die Hoffnungen, die man bei der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser hegte, sah man bald, würden nicht verwirklicht werden, und aus dieser Versammlung eher ein hohenzollern'sches, als ein habsburgisches Kaiserthum hervorgehen. Hielten auch die östreichischen Abgeordneten noch in Frankfurt aus, so war doch den Leuten daheim die Lust an Deutschland ganz vergangen, und, wenn man sich noch um die Versammlung kümmerte, so geschah es, um den mehr oder weniger kosmopolitischen Reden und Beschlüssen der Linken zuzujauchzen. Das schwarz-roth-goldene Band, das zur Zeit des Republik-Schwindels so recht in Aufnahme gekommen war, trug man indessen fort, doch diente es von jetzt als das äußere Zeichen radikaler Gesinnung und nicht als Zeugniß des Deutschthums. Da mittlerweile unter der früher lange Zeit eingeschüchterten Bürgerschaft die Reaction immer mehr hervortrat, so ward das deutsche Band horribile dictu zum Unterscheidungszeichen zwischen den Radikalen und den sogenannten „Schwarzgelben" herabgewürdigt und bestand als solches die ganzen Octobertage hindurch. (Erst Windischgrätz rehabilitirte die schwarz-roth-goldene Farbe wieder, indem er sie verbot.)

Die Abgeordneten der Linken der Nationalversammlung, Blum, Fröbel, Hartmann und Trampusch, brachten neues kosmopolitisches Ferment in die ohnehin schon hoch gehende

Bewegung; sie stachelten die Leidenschaften der Volksmassen an und forderten zum Ausharren im Kampfe auf. Da mußten die Worte Welcker's, damals noch Freund Oestreichs, der als Reichscommissär behufs Aussöhnung zwischen Volk und Kaiser nach Wien und Olmütz gesandt wurde, ohne Wirkung verhallen. Ja man war rücksichtslos genug, seine Sympathie, Theilnahme und Aufopferung mit leichtfertigem Hohne zu vergelten. (Man nannte einen seiner Aufrufe einen „deutsch-centralgewaltlichen Unsinn des Reichsverwelckers".)

Dieser Spott kam ohne Zweifel zuerst von den Lippen des vielbeweinten Märtyrers Robert Blum; so weit hatte der ehemals redlich deutsch fühlende Mann sich in seinen kosmopolitisch-demokratischen Wahn verrannt. In der Brigittenau wurde schon kein deutscher Patriot in ihm erschossen, sondern ein Allerwelts-Demagoge beschloß da seine kurze Laufbahn. Ebenso stand es mit den Uebrigen. Sie fielen ihrer demokratischen Gesinnung zum Opfer, lächerlich ist es aber, wenn man, wie es oft geschieht, Blum, Messenhauser, Becher, Jellinek u. s. f. zu Märtyrern des Deutschthums machen will. —

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben uns länger aufgehalten, da wir alle die häufigen rudimentären Anfänge eines Deutschthums, die immer so schnell wieder verschwanden, ausführlicher schildern mußten. Aus der nachfolgenden Zeit der Reaction haben wir wenig zu berichten. Niedergedrückt unter der Wucht der noch lange andauernden Militärherrschaft, vor der der Oestreicher immer gewaltigen Respect hatte, wagte man kein Wort über Politik zu äußern. — Aus dieser Zeit stammt bekanntlich die Mode des Cylinders, welche eben so unschöne als unpraktische Hutform bis in die Sechzigerjahre beinahe ausschließlich die Kopfbedeckung der Erwachsenen bildete. Man wollte durch den Cylinder seine loyale Gesinnung dokumentiren, und derselbe wurde auch deshalb „Angströhre" genannt, welche Bezeichnung aus Oestreich stammt. — Da auch die Zeitungen in ihre alte vormärzliche bescheidene Stellung zurückgedrängt wurden, blieben die politischen Geschehnisse, wie z. B. die Vorgänge in Frankfurt, ohne

Discussion. Die Facta selbst aber, wie besonders die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser, die nun endlich erfolgt war, waren so ganz den östreichischen Wünschen entgegengesetzt, daß sie auch ohne Commentar verstanden wurden.

Die östreichischen Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung wurden hierauf zurückberufen, und die Verfassungsarbeit des Kremsierer Reichstages wurde auch bald unterbrochen, da die Versammlung auf Knall und Fall aufgelöst wurde. Einige Processe, die gegen diejenigen Abgeordneten angestrengt wurden, die sich für sicher genug hielten, um im Lande zu bleiben, Contumazverhandlungen und Todesurtheile gegen die Entflohenen hielten das allgemeine Interesse noch etwas wach, obwohl man wenig von den Verhandlungen der Kriegsgerichte erfuhr. Als auch dies aufhörte, war alles politische Leben erstorben und man konnte sich in die Zeiten Metternich's zurückversetzt fühlen.

Nur war jene Lebensfreudigkeit, welche vor 1848 geherrscht hatte, verschwunden, die trüben Erinnerungen, das Bewußtsein der verlorenen Freiheit, das durch die langen Kriege und die politischen Constellationen furchtbar in die Höhe getriebene Agio (vor der Schlacht von Bronzell stieg dasselbe bis 70 %) hatten den gerühmten Frohsinn vertrieben. Doch die Zeit heilt Alles! sie heilte die Wunden, an denen das Finanzwesen darniederlag, und der umsichtigen Geld- und Geschäftsgebahrung des Ministers v. Bruck gelang es, das Agio im Jahre 1858 bis auf wenige Procente (2—5) herabzubringen, ein glücklicher Zustand, dessen Wiederholung sich seitdem während der verschiedensten Verfassungen und Regimes nicht mehr ereignet hat. Da aber die materiellen Interessen zu jeder Zeit einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung der Menschen ausgeübt haben, so würde jener Frohsinn bald wiedergekehrt sein, wenn nicht ernste Ereignisse eingetreten wären. Wir meinen den italienischen Krieg.

Wir sind in beinahe zu kurzer Zeit schon bis zu dieser Epoche gelangt; doch was bietet uns, die wir ja bloß deutschen Gefühlen

nachspüren wollen, die Bach=Goluchowsky'sche Periode, die den reinen Politiker freilich im hohen Grade anziehen muß, für Interesse? Gab es doch damals in Oestreich keine Deutschen, keine Slaven, keine Ungarn, sondern nur k. k. Staatsthiere! Die über das ganze Reich ausgedehnte militärisch=bureaukratische Uniformität gestattete nationale Absonderungen nicht. Hiedurch dürften übrigens die Deutschen in Oestreich am leichtesten getroffen worden sein, da nicht einzusehen ist, wie dieselben, falls es ihnen möglich gewesen wäre, sich an einander geschlossen hätten. Es ist traurig für einen Deutschen, halbbarbarischen Nationen, wie Slaven, Magyaren, Rumänen hierin den Vorrang eingestehen zu müssen. —

Es wird von Interesse sein, zu beobachten, wie sich die verschiedenen Völkerschaften Oestreichs zu dem italienischen Kriege vom Jahre 1859 verhielten. Die Ungarn hatten den Italienern von 1848 her noch große Sympathieen bewahrt; ungarische Generäle und Officiere standen in den Reihen der sardinischen Truppen, und es war so ganz natürlich, daß zahlreiche ungarische Regimenter zu den Feinden übergingen, diejenigen aber, denen dies nicht möglich war, es nicht nur an Tapferkeit, sondern auch an der bloßen Pflichterfüllung fehlen ließen. Die Rumänen waren der italienischen Sache zugethan, schon, um der mißtrauenden Menschheit ihre romanische Abstammung zu beweisen. Die Lombarden und Venetianer standen mit ihren Sympathieen selbstverständlich auf der feindlichen Seite. Die Slaven hatten für das von ihnen angestrebte Oestreich die italienischen Provinzen nicht in Rechnung gezogen. Die Deutschen endlich, die ja seit jeher, statt an ihrer eigenen Einigung zu arbeiten, lieber die ähnlichen Bestrebungen anderer Völker mit ihren Sympathieen unterstützten, fanden gleichfalls keine Freude daran, der Einigung Italiens hindernd in den Weg zu treten. — So dachten aber freilich nur die Bürger, oder, wie sich der Militärist verächtlich ausdrückt, das „Civil", die Armee, ausgenommen die Ungarn und Italiener, brannte vor Kriegslust, und kämpfte mit Todesverachtung. —

Wie gering die Sympathie des deutschen Bürgerthums in Oestreich für diesen Krieg war, dafür geben uns schon die zahllosen, meistens witzigen Bonmots, die auf die Obercommandanten und deren ganze Kriegsführung gemacht wurden, einen Beweis. Im Kriege von 1866 fehlten dieselben fast gänzlich. Wie wenig man sich für den Verbleib der italienischen Provinzen interessirte, dafür sprach die Verwunderung beim Präliminarfrieden, daß Oestreich Venetien behalten sollte, und oft wurde, freilich zu spät, die geistreiche Bemerkung Prinz Eugen's reproducirt, daß die Balkanhalbinsel und nicht die der Apenninen für Oestreich Raum zur Gebietserweiterung biete. Wäre dieser Rath, gleich als er gegeben wurde, befolgt worden, es gäbe heute wahrscheinlich keine orientalische und keine deutsche Frage mehr! — Das sprechendste Zeugniß aber für die Apathie, die die Deutschen den militärischen Vorfällen in Italien gegenüber an den Tag legten, ist der Umstand, daß die Stimmung gegen Preußen und die übrigen deutschen Bundesstaaten, von denen die Regierung die Kriegserklärung an Frankreich erwartete, eben nur in Regierungskreisen eine aufgeregte und erbitterte war, während die Bevölkerung es im Gegentheile ganz natürlich fand, daß diese sich für die Fortexistenz der italienischen Provinzen unter Oestreichs Scepter nicht echauffirten. —

Ja, kurz nach Beendigung des Krieges kam es sogar zu einer großartigen deutschfreundlichen Demonstration, die man unter so ungünstigen Verhältnissen nicht für möglich gehalten hätte, und auf die wir näher einzugehen nicht unterlassen dürfen.

Es ist das Wiener Schillerfest, von dem wir sprechen!

Wir haben schon oben auf den Einfluß hingewiesen, den das deutsche Nationalschauspiel besonders in Wien auf die Besucher des Burgtheaters in der vormärzlichen Zeit ausübte. Dieser Einfluß mußte sich noch bedeutend steigern, als nach dem Jahre 1848 Heinrich Laube als artistischer Leiter an dieser Bühne wirkte. Die häufige Vorführung klassischer, und unter diesen wieder besonders Schiller'scher Stücke hatte einen Theater- und speciell wieder Schillercultus her-

vorgerufen, der zu der Behauptung berechtigt, daß Wien, wie der classischen Dichtung überhaupt, so vorzüglich der Schiller'schen Muse von allen deutschen Städten die höchste Verehrung zollte, und die größte Begeisterung entgegenbrachte. Daß diese Gefühle aber nicht rein künstlerisch-ästhetische gewesen sind, sondern daß mit denselben auch echt nationale Motive Hand in Hand gingen, liegt in der Natur der Sache. Freilich hatte Laube nur auf die gebildeten Stände, die das Theater besuchten, nur auf sein gewisses Stammpublikum einwirken können, dieses repräsentirte aber immerhin eine solche stattliche Anzahl, daß man beim Herannahen des hundertjährigen Geburtsfestes des großen Dichterfürsten an eine würdige Feier des Tages denken konnte. Und nicht bloß würdig, großartig, wie schon gesagt, fiel die Feier aus. Das Comité, bestehend aus den bedeutendsten Vertretern der Wiener Dichterwelt, aus Kunstfreunden und Mitgliedern der Presse, hatte sich des ungetheilten Beifalls und der Unterstützung der weitesten Kreise der Bevölkerung Wiens und der Provinzen, aus denen Viele zu dem Feste herbeiströmten, zu erfreuen. Das Zusammentreffen verschiedener Umstände schien dem Unternehmen günstig zu sein. Die Macht der Regierung war durch den unglücklichen Krieg geschwächt worden, und man durfte es wagen, die Feier durch einen imposanten Fackelzug theilweise auf die Straße zu verlegen, was vor Solferino von der gleich ängstlichen, aber starken Regierung nicht geduldet worden wäre. Solch' ein öffentlicher Straßenaufzug erschien aber dem Wiener, der sich seit 11 Jahren nun nicht hatte rühren dürfen, sehr verlockend. Hiezu kam noch, daß die in den officiellen Aufrufen gegebene Charakteristik Schiller's den Sänger von Freiheit und Menschenwürde, Schlagworte, die dem Oestreicher noch von 1848 her geläufig waren, in den Vordergrund stellte, und schließlich als letzter, aber darum nicht geringfügigster Umstand die Rivalität, die damals zwischen Wien und Berlin sich entspann. Wien wollte nicht dulden, daß es von Berlin, das in der letzten Zeit erst so emporgekommen war, in der Pracht der Ausstattung des Festes überholt werde. Jene erwähnten Führer

der Demonstration, natürlich gut östreichisch-deutsch gesinnt, wie es in Oestreich kaum anders möglich war, hatten aber auch die Intention, beweisen zu wollen, daß Wien trotz der 100,000 Slaven und entsprechenden Anzahl Ungarn, die in ihm wohnen, nicht weniger — deutsch sei, als Berlin. Wenn auch anzunehmen ist, daß es ihnen kaum gelungen sein dürfte, außer Oestreich für diese Meinung einen Proselyten zu machen, so muß es uns doch freuen, daß auch durch diese Rivalität der beiden deutschen Großstädte noch mehr deutsche Tendenz in das Fest hineingebracht wurde. —

Wer die häufigen Vor- und Rückschritte in der Entwicklung des Deutschthums in Oestreich beobachtet, der kommt bald zu dem Schlusse, daß die ersteren stets in jenen Perioden erfolgen, da in Oestreich entweder durch äußere Unglücksfälle oder durch inneren Druck den Deutschen das Leben verleidet wurde. Die letzteren dagegen treten immer wieder dann ein, wenn sich in Oestreich die Dinge wieder zum Bessern wenden, besonders wenn parlamentarische Zustände eingeführt werden. Hienach erwarte man aber nicht, daß in der nun folgenden sogenannten Verfassungsepoche unter Schmerling schon eine Reaction gegen die deutsche Gesinnung, die sich am Schillerfeste gezeigt hatte, eintrete. Hiezu waren die Verhältnisse in Oestreich noch nicht glänzend genug, und der Scheinconstitutionalismus wurde als solcher erkannt. Die seitdem permanent erklärten Verfassungswirren, die immerwährenden Pactirungsversuche mit der Opposition, die ganze schwächliche Leitung des Staates, die wenig Vertrauen erweckende bureaukratische Manier zahlreicher Mitglieder des Ministeriums, das Fortbestehen des Concordats, die Eigenmächtigkeit des Clerus und besonders der Jesuiten, die vermehrte Steuerpflicht, Alles das waren genug schwarze Punkte in dem Lichtbilde des Verfassungsstaates.

Hiedurch wurde die Gesinnung der Deutsch-Oestreicher eher befestigt als geschädigt. Freilich konnten sie von ihren 1848er Principatsideen nicht wegkommen, und lange vorher war in Bürgerkreisen und

in der Presse die Rede von Erneuerung der Einflußnahme auf Deutschland, bevor der Kaiser jenen abenteuerlichen Zug nach Frankfurt unternahm, der uns heute so tragikomisch erscheint. In ihrer Einbildung, daß Oestreich eine Rolle in Deutschland zu spielen berufen sei, wurden sie von zahlreichen deutschen Brüdern, die theils zu den verschiedenen Versammlungen der Juristen, Architekten, Ingenieure u. s. w. kamen, theils die damals gerade in Aufschwung kommenden Vergnügungszüge benützten, um die Donaustadt zu besuchen, bestärkt. Da wurde auf Oestreich, auf Deutschland, und auf das östreichisch-deutsche Kaiserthum toastirt, als ob es gar kein Preußen auf der Welt gäbe! Mitglieder dieses Staates besuchten die in Oestreich abgehaltenen Versammlungen nicht oder doch nur in geringer Anzahl und man war so meist „unter sich Oestreichern und Mittel- und Kleinstaatern.“ Da war Jubel an allen Enden! Mit den seit 1848 in Acht und Bann gelegten deutschen Farben wagte man sich nun auch wieder hervor, und es dauerte nicht lange, so zeigten sie sich bald wieder bei jeder passenden Gelegenheit. Ja sie wurden sogar gewissermaßen officiell anerkannt, als bei dem Empfange des aus Frankfurt zurückkehrenden Kaisers Bahnhof und Straßen überreich mit denselben geschmückt waren. Daß die deutsch-östreichische Bevölkerung diese Kaiserreise mit ihren Sympathieen begleitete, daß sie dem deutschen Fürsten, wie Franz Josef allgemein genannt wurde, bei seiner Rückkunft entgegenjubelte, wer möchte ihr das verargen! Mußte es doch so kommen, wenn der unerträgliche Zwiespalt bald möglichst zur Austragung gebracht werden sollte. Die Deutsch-Oestreicherer warteten sie schon damals, da einer Kriegserklärung an oder von Preußen entgegengesehen wurde, allein statt des Krieges gegen Preußen kam der Krieg mit Preußen gegen Dänemark.

Die Deutsch-Oestreicher hatten mit den Schleswig-Holsteinern sympathisirt, obwohl es von der Regierung, die in jener Zeit viele Räthsel zu lösen aufgab, nicht gern gesehen wurde. Ob

dieser neuen Wendung der Dinge war man aber ganz verblüfft, und ärgerte sich gewaltig, daß sich dieses arrogante Preußen in Alles mischte und auch Oestreich noch in die Geschichte hineinzog. Die Bundesexecution in Holstein durch Sachsen und Hannover war ja ganz glatt abgelaufen, was wollte man noch mehr? Die Schleswig-Holsteiner sollten in ihrem deutschen Schul- und Kirchenwesen, in ihrer Verwaltung nicht von dänischen Beamten belästigt werden, aber wegnehmen durfte man den Dänen doch das Land nicht, um es einem Anderen zu geben, der vielleicht ebensowenig Recht darauf hatte. Und da kam gar ein preußischer Gardeofficier und wollte es haben. Dies durfte man nicht dulden! So raisonnirte man und begriff die neue Freundschaft zwischen Bismarck und Rechberg nicht. Rechberg, Mitglied eines liberalen Cabinets, — die große Mehrheit hielt ihn damals selbst noch für liberal, — durfte mit dem Erzjunker Bismarck sich nichts zu schaffen machen. Und nun noch der bekannte Regenschirm! Man kannte sich nicht mehr aus, und hielt es für das Beste, deutsche Turner-, Schützen- und Sängerfeste zu besuchen, solche auch im eigenen Lande zu veranstalten, bei deren Reden es über die gewöhnliche Phrase vom einigen, freien Deutschland nicht hinausging. Dieselbe unklare, unzufriedene Stimmung äußerte sich ja auch in Deutschland, und die Partei der Oestreich-, sowie die der Preußenfreundlichen konnten sich das Zusammengehen der beiden Rivalen nicht erklären, und man fürchtete zum mindesten für die Verschleppung der deutschen Angelegenheiten. —

Neben den deutschen Angelegenheiten her liefen in Oestreich die constanten Verfassungsnöthen. Die Deutschen vertraten stets die Sache der Verfassung und der Freiheit und mittelbar auch die des Deutschthums gegen die vereinigten Parteien der Feudalen und Clericalen und gegen das Slaventhum. Letzteres war und ist noch der geschworene Feind alles deutschen Wesens in Oestreich. Der Föderalismus würde die Deutschen in Böhmen, Mähren und Krain den Slaven vollständig überantworten, und slavische Schulen würden schon die nächste Generation czechisiren und slovenisiren. Waren die Wähler

in den rein deutschen Gegenden aus dem Indifferentismus, der sich bald wieder eingestellt hatte, nicht wachzurütteln, so herrschte doch in den gemischten Bezirken bei den Wahlen eine rege Agitation, die besonders in Böhmen durch sogenannte „deutsche" Vereine energisch betrieben wurde. Diese Vereine erhielten ihre Bezeichnung wohl mehr von dem Gegensatz zu den sprachlich geschiedenen Slaven, als aus Begeisterung ihrer Gründer für Deutschland, die bei den Deutsch-Böhmen von allen östreichischen Stämmen immer am wenigsten zu finden war. (Während gegenwärtig in allen anderen Provinzen die Verfassungstreue zu schwanken beginnt, halten die Deutsch-Böhmen noch wie früher an dem starren Buchstaben der Decemberverfassung fest, und wollen von Concessionen an Galizien oder Dalmatien nichts wissen.) —

Neben dem oben geschilderten, auf östreichischen Grundlagen begründeten deutschen Bewußtsein, entstand aber auch schon in dieser Zeit theils in einzelnen Individuen, theils in Gesellschaften, die behufs Besprechung der politischen Ereignisse sich zusammenfanden, jene echt nationale Gesinnung, die mit Hintansetzung aller Sym- und Antipathieen in Preußen den berufenen Leiter Deutschlands erkannte. In vielen Fällen waren es Norddeutsche, die über die norddeutschen und speciell preußischen Verhältnisse berichteten und belehrten, und so die Anregung zur Annahme des Gothaer Programms gaben, doch war auch so Mancher, der gewissermaßen durch Autodidaktik sich seine politische Ueberzeugung gebildet hatte. Es ist wieder leicht erklärlich, daß die zwar nicht zahlreichen, aber durch Intelligenz und Besitz hervorragenden deutschen Protestanten in Oestreich sich in verhältnißmäßig viel größerer Zahl zu diesen Tendenzen bekannten, als die Katholiken. Schon der Umstand, daß jene mit vielen Norddeutschen als Glaubensgenossen verkehrten, dann die häufige Verbindung mit Deutschland, die sie besonders durch das Hinausschicken ihrer Söhne in deutsche Lehranstalten (Gymnasien und Universitäten) unterhielten, anderer-

seits wieder der Einfluß, den zahlreiche an öſtreichiſchen evangeliſchen Schulen angeſtellte Lehrer aus Deutſchland auf die Bildung der Kinder nehmen, laſſen dies natürlich erſcheinen. — Am regſten wurde die Verbindung mit Deutſchland, ſchon ſeit der Reformationszeit her, da Siebenbürger Sachſen in Wittenberg zu den Füßen Luther's und Melanchthon's ſaßen, durch dieſen weitverſchlagenen Bruderſtamm unterhalten; obwohl wir auf Transleithanien keine Rückſicht nehmen können, ſo ſei hier doch der kerndeutſchen Geſinnung des wackeren Sachſenvolkes, das an Patriotismus von keinem deutſchen Stamme übertroffen wird, rühmend gedacht. Wie wird ſich die Zukunft dieſes „verlaſſenen Bruderſtammes" geſtalten? Die Thräne drängt ſich in unſer Auge, wenn wir von der Freude leſen, die da unten über die deutſchen Siege herrſcht. Werden dieſelben auch ihnen den Schutz des deutſchen Reiches ſichern, wenn ſie von irgend einer Regierung, die in dieſen Gegenden einmal herrſchen wird, in ihrer Nationalität bedroht werden ſollten? Wir hoffen es, denn die Sachſen in Siebenbürgen und die Schwaben im Banat haben es durch ihr zähes Feſthalten an deutſcher Sprache und Sitte mitten unter fremden Elementen reichlich verdient. —

Die deutſch-öſtreichiſchen Gothaer, obwohl ſie ſelbſtverſtändlich niemals öffentlich auftraten, wirkten doch in Privatkreiſen für ihre Sache. Manchen Anhänger gewannen ſie ihr, aber meiſtens trafen ſie nur auf Spott und Schmähung, welche ſich aber binnen Kurzem in laute Bewunderung der Vorausſicht derſelben verkehrten, als die Ereigniſſe des Jahres 1866 alle die Hoffnungen erfüllten, die jene auf Preußen geſetzt hatten. Doch bevor wir zu dieſem wichtigen Abſchnitte kommen, müſſen wir noch von den deutſchen Univerſitäten in Oeſtreich ſprechen, die ſeit 1859 wieder ein regeres Leben zeigten. Zum erſten Male trat um dieſe Zeit das Verbindungsweſen in Oeſtreich auf, zu deſſen Gründung das Schillerfeſt den äußern Anſtoß gegeben hatte. Die meiſten der neugebildeten Studentenvereine waren Burſchenſchaften, alſo Verbindungen mit nationaler Tendenz.

Diese schlug auf den häufig von denselben veranstalteten Festen, Commersen, wie besonders auf dem großartigen Fichtecommers in Wien, durch; irrten die meisten dieser jugendlichen Patrioten auch noch in den nebulosen Gefilden des Großdeutschthums umher, so gab es doch auch schon zahlreiche Gothaer unter ihnen, die ihre Gesinnung mannhaft vertheidigten. Diese nationalen Bestrebungen blieben freilich ohne Einwirkung auf die außerstudentischen Kreise; die guten Folgen blieben aber deshalb nicht aus, denn die Studenten von damals, jetzt Beamte, Richter, Lehrer und Aerzte, welche letzteren in die häufigste Berührung mit dem Volke treten, gehören jetzt, wie zu erwarten stand, zu den eifrigsten Mitgliedern der deutsch-nationalen Partei. —

Im September 1865 kam Belcredi an Schmerling's Stelle. Erwartete man Anfangs von dem Nachfolger dieses stets schwankenden, bureaukratischen Verschleppungen nicht abgeneigten Staatsmannes ein kräftigeres, energischeres Vorgehen, so sah man bald, daß Belcredi zwar energisch sei, aber ein energischer Reactionär, und man erkannte die Maßregel der Sistirung der Verfassung, für die der Staatsminister die Erleichterung des Ausgleichs mit Ungarn als Grund angegeben hatte, als den Versuch, sich derselben ganz zu entledigen. Dies brachte böses Blut unter den Deutsch-Oestreichern hervor, und, als bald darauf der Krieg mit Preußen ausbrach, befand man sich in einem Dilemma, aus dem schwer herauszukommen war. Sollte man den östreichischen Truppen den Sieg wünschen, damit Oestreich die Führerrolle in Deutschland übernehme, oder den preußischen, damit man der einheimischen Landplage, des reactionären Ministeriums, wieder los werde?

Jenes Gefühl, das bei dem Soldaten als Ambition nach Erhaltung und Mehrung der Waffenehre auftritt, und das auch dem nicht streitbaren Staatsbürger zukommt, entschied für das Erstere, aber, wenn man den Sieg der kaiserlichen Truppen wünschte und

hoffte, so fürchtete man doch, daß derselbe eine Befestigung der Reaction im Lande zur Folge haben werde.

Die Armee war natürlich wie immer kampflustig gestimmt; die Gefühle der Officiere, und auf sie kam es ja am meisten an, wurden ja immer durch die Aussicht auf Avancement dirigirt. Dagegen wußte man bestimmt, daß die preußischen Truppen sehr gegen den Krieg eingenommen seien, daß die Landwehr an vielen Orten sich weigerte, auszuziehen und daß die Soldaten überhaupt erklärt hätten, auf deutsche Brüder nicht schießen zu wollen (diese wußten wohl, daß erst unter Fünfen einer getroffen wurde); vor Allem aber erzählte man sich viel von der panischen Furcht, die in Berlin vor den Grenzern herrschte. So rühmte man sich noch seiner Barbarentruppen, gerade wie die Franzosen 1870 mit so viel Vergnügen von den Grausamkeiten der Turkos und Spahis erzählten. — Die Gothaer in Oestreich schauten dem Kriege mit Ruhe entgegen. Wußten sie doch, auf welcher Seite der Sieg sein müsse, und daß derselbe gewiß im Interesse Deutschlands ausgenützt werde! —

Noch schwang die von dem Sieg Oestreichs positiv überzeugte Partei den bekannten „nassen Fetzen," mit dem man die Preußen davonjagen wollte, als schon die Nachrichten von den Niederlagen der Nordarmee, die jetzt Schlag auf Schlag erfolgten, sie in dieser echt kriegerischen Unterhaltung störten. Sadowa war geschlagen, und bald kamen Trümmer der zerstreuten Armee vor Wien an, um die Bewohner der Hauptstadt in den trostlosen Zustand zu versetzen, in dem sich die Truppen, die vor wenigen Wochen so siegesbewußt ausgezogen waren, befanden. Welch' herrlichen Gegensatz bildete da die königlich-sächsische Armee! Geordnet zogen sie durch Wien, um ihre Quartiere in der Nähe zu beziehen. „So, aber viel größer und stattlicher, sehen die Preußen aus!" sagten die Soldaten, die den böhmischen Feldzug mitgemacht hatten, und erzählten sie ihren Zuhörern dann noch von dem Kugelregen, den die Zündnadeln verursachten, da begriffen die es wohl, warum die östreichischen Truppen nicht Stand gehalten hatten. —

Die Sachsen zeigten sich übrigens sehr entrüstet über die Feigheit und den Mangel an Disciplin, die bei den Oestreichern herrschten, und beklagten sich besonders darüber, daß sie lange dem doppelten Feuer der Preußen und Oestreicher, die sie wegen ihrer dunkeln Uniform für Preußen hielten, ausgesetzt gewesen waren. Die meisten von ihnen sprachen sich, trotzdem Sachsen früher für Oestreich immer so viel Sympathie an den Tag gelegt hatte, ungünstig über die ganze Sachlage aus, und es war unschwer zu erkennen, daß sie es bedauerten, mit Oestreich statt mit Preußen gegangen zu sein. Theils aus Neugierde, bekanntermaßen eine alte Wiener Tugend, theils um den Unterschied gegenüber der Landestruppe zu studiren, verkehrten die Wiener viel und häufig mit den Sachsen. Aus diesen Gesprächen, dann vor Allem aus der jämmerlichen Lage der Dinge entwickelte sich ein immer steigender Haß gegen das Regime und gegen die Kriegsführung, und die Mehrheit der Wiener hätte sich damals aus dem Einzuge der Preußen nichts gemacht, da sie den an der Spitze Stehenden auch diese Niederlage gern noch gegönnt hätten. Da war es denn kein Wunder, daß, besonders als der Wiener Bürgermeister Dr. Zelinka im Auftrage des Gemeinderathes die Wünsche der Unzufriedenen nach Herstellung verfassungsmäßiger Zustände dem Kaiser vortrug und, als dieser unwillig wurde und dem Gemeinderathe empfahl, weniger Politik zu treiben, nochmals begründete, das Ministerium es für räthlich fand, den Belagerungszustand über Wien auszusprechen. —

Die Bewohner der von Preußen occupirten Landestheile waren in der Lage, die Disciplin und Ordnung, die unter diesen Truppen herrschten, zu beobachten, und bewunderten, wie gesittet und anständig dieselben sich im Feindesland benahmen, wie sie keinen Streit suchten, sondern leutselig mit der Einwohnerschaft verkehrten, ja wie sie die Kinder wiegten und herzten, mit den Jungen spielten, und den Großen ihr gefürchtetes Gewehr erklärten, und wie sie Alles baar bezahlten, was unsere Soldaten nicht einmal im eigenen Lande thaten, geschweige denn im Feindesland gethan haben würden. Dann staunte

man wieder die herrlichen Gestalten der bärtigen Krieger an, vom untersten Großknecht bis aufwärts zum Höchstcommandirenden, gleich kräftig, gleich rüstig, und manch' schöne Leute gab es unter ihnen, die auf die Brünner Jungfrauen den günstigsten Eindruck hervorgebracht haben sollen.

Diese Stimmung gegen die in's Land eingedrungenen Feinde verbreitete sich bald auch über die vom Kriegsschauplatze weiter entfernt gelegenen deutschen Provinzen und allüberall war man des Lobes voll. Man empfand eine sichtbare Genugthuung darüber, daß die aus zahlreichen Nationalitäten zusammengesetzte östreichische Armee den rein deutschen Truppen Preußens nicht widerstehen konnte. Und als der Friede geschlossen wurde, da sah man ein, daß Preußen die Einigung Deutschlands kräftig in die Hand nehme, man bedauerte das Loos der annectirten Provinzen nicht, das der depossedirten Fürsten noch weniger, und gestand sich, daß Oestreich, falls es den Sieg errungen hätte, nicht so energisch vorgegangen wäre, und daß also Deutschland mit Preußen viel besser daran sei. Ja Viele bedauerten sogar, daß Preußen den Krieg nicht weiter geführt habe, um frischweg die ganzen deutsch-östreichischen Provinzen Deutschland einzuverleiben, und so ein Reich von der Welt zu schaffen, das ja ohnehin Allen zur Last und Niemandem zur Lust sei.

In der Presse deutete man oft genug auf den bevorstehenden Zerfall Oestreichs hin, und auch die Berufung Beust's zum Staatsretter erweckte keine Hoffnungen. Wegen der Waldheimer Geschichten, die wieder hervorgezogen wurden, begegnete man ihm mit Mißtrauen, seine bekannte Ränkesucht, der ja so viel Antheil an den Intriguen des Jahres 1866 zugeschrieben wurde, hatte sogar Haß gegen ihn erregt, und lange wurde das eben auch nicht schmeichelhafte Gerücht geglaubt, daß Beust vor dem Eintritt in's Ministerium einen Confessionswechsel vornehmen werde. Als aber die Ernennung Beust's als Protestant geschah, knüpfte man gerade daran wieder Hoffnungen, daß von der Belcredi'schen clericalen Politik abgegangen werden dürfte.

Beust entwickelte gleich bei seinem Antritt des Ministerpostens jenen Eifer und jene Geschäftigkeit, die seitdem an ihm beinahe sprichwörtlich geworden sind. Obwohl Minister des Aeußern leitete er die Verhandlungen bezüglich des Ausgleichs mit Ungarn, der doch gewiß nicht in sein Ressort gehörte, ein, und er führte sie fort, bis er durch den Rücktritt Belcredi's und seine eigene Erhebung zum Ministerpräsidenten hiezu erst berechtigt wurde.

Bevor wir die neue Beust'sche Aera weiter verfolgen, wollen wir noch eine Rückschau halten, und zugleich einer Partei gedenken, die damals auftauchte. Sie nannte sich die „deutsch-föderale" und niemals ist der deutsche Name schändlicher mißbraucht worden. In der Verkennung der sonnenklaren Wahrheit, daß die Deutsch-Oestreicher nur in einer möglichst starken legislativen Centralgewalt einen Hort ihrer Nationalität besitzen, alliirten sich diese Politiker auf eigene Faust, die auch Rollen spielen wollten, wie der bekannte demokratische Schützenfestredner Steudel, mit Czechen und Slovenen, um Oestreich nach den Principien des Föderalismus einzurichten. Phrasen und Schlagworte (hier figurirte wieder die „Gleichberechtigung aller Nationen") haben in Wien leider immer ein zu dankbares Publikum gefunden, und so bildete sich diese Partei mit ihrem ungeheuerlichen Programm hier einen bedeutenden Anhang, zumeist aus kleinen Geschäftsleuten bestehend, deren deutsch-nationale Abstammung wohl auch meistens mehr als zweifelhaft genannt werden durfte. In der Provinz war man gottlob gescheidter und so verbreitete sich diese dem Nationalitätsprincip in's Angesicht schlagende deutsch-föderale Partei über die Linien Wiens nicht hinaus. —

Im Lager der Gothaer, oder, wie sie sich jetzt bald nannten, der Nationalliberalen, herrschte Jubel; der Krieg hatte natürlich viele Proselyten gemacht, man fing an, sich einigermaßen an einander zu schließen, und dachte schon an die Gründung einer Partei. Die Studentenschaft war mit fliegenden Fahnen in's sogenannte preußische Lager übergegangen. Wer vor dem Kriege noch gezaudert hatte, der

sah sich jetzt durch die Gewalt der Siege überzeugt, und einmüthig wurde schon Anfangs December 1866 beim „Zeisig" und später bei einem großen Commerse im Dianasaale der national-liberale Standpunkt in begeisterten Reden und Toasten zum Ausdruck gebracht. So wehte durch die ganze deutsche Bevölkerung in Oestreich, die deutsch-föderalen Querköpfe ausgeschlossen, ein nationaler Zug, in den einzelnen Berufsclassen oder Gesellschaftsschichten mehr oder weniger fühlbar, aber überall zu verspüren; bald aber schlief derselbe in der Masse der Bevölkerung wieder ein, als die Nachrichten von den Ausgleichsverhandlungen zwischen Pest und Wien immer günstiger lauteten, und auch in Cisleithanien die Vorarbeiten behufs Ausarbeitung einer Verfassung gemacht wurden. Es ist die alte Geschichte. Als es schlecht ging in Oestreich, da schauten sie hinaus nach Deutschland, als es im eigenen Lande wieder besser zu werden anfing, da blieben ihre Blicke hier stecken. Von den Vielen, die eine deutsche Gesinnung zur Schau getragen hatten, bewahrte nur die alte Garde der Nationalen ihr deutsches Gefühl. —

Es ist immer eine mißliche Sache, und besonders für nichtofficielle Zeitungen sehr schwierig, von einem Princip, das man vertreten hat, plötzlich abzuspringen, und die Vertheidigung des geradezu entgegengesetzten Princips zu übernehmen. Da gab denn die Luxemburger Angelegenheit einen zwar mit Haaren herbeigezogenen, aber doch einen Anlaß; man lamentirte, daß durch den schimpflichen Rückzug der Bismarck'schen Politik Deutschland compromittirt sei, und echauffirte sich so sehr für die verletzte deutsche Ehre, daß ein Vorurtheilsfreier hinter den Fanfaronnaden die besten Deutschen vermuthet hätte, während der Eingeweihte leicht erkannte, daß dieselben nur den Umzug in's östreichische Lager maskiren sollten. Da redete man sich denn aus: „Für einen Staat, der seine Ehre nicht zu schützen weiß, haben wir keine Sympathieen", und wandte dieselben von jetzt an wieder Oestreich zu.

Dieses chamäleonartige Farbewechseln schädigt natürlicher Weise das Vertrauen, das unsere deutschen Brüder im Reich aus den gegenwärtigen deutschfreundlichen Manifestationen schöpfen, und wer könnte sich vermessen, zu behaupten, daß sich ähnliche Reactionen nicht mehr ereignen dürften? Doppelt schwierig ist dies ja bei der ewig wechselnden Regierungsform in Oestreich, die vielleicht morgen schon wieder nach liberalen Grundsätzen umgemodelt wird. Um so mehr ist Vorsicht zu empfehlen. Auffallend ist bei den häufigen Rückschlägen, denen die Entwicklung des Deutschthums in Oestreich ausgesetzt ist, daß, einige wenige Proselyten abgerechnet, die bekehrt blieben, jene Perioden deutscher Gesinnung sonst gar keine Spuren zu hinterlassen scheinen. Dies ist aber eben nur scheinbar, denn die bei jedem Male steigende Intensität, mit der die deutschthümliche Bewegung, wenn die Reaction vorüber ist, wieder auftritt, überzeugt uns, daß Residua im Innern der einzelnen Individuen verbleiben, die diesen selbst wohl nicht zur Erkenntniß kommen, aber, wenn die oberflächliche Ueberlagerung von östreichischem Patriotismus durch den Strom der Zeit wieder weggewaschen ist, bei der Bildung der neuen deutschen Gesinnung als kräftiges Ferment wirken. —

Die Luxemburger Affaire war vorüber und der Ausgleich mit Ungarn, der einseitig, nämlich nur von den ungarischen Abgeordneten berathen worden war, dem im Mai zusammengetretenen cisleithanischen Parlamente zur Annahme vorgelegt, welchem Befehle dieses auch als „treuer Diener seines Herrn" gehorsam entsprach. Man hat der Beust'schen Staatsrettung (vederemo), wie die Einführung des Dualismus genannt wurde, oft übertriebenes Lob gespendet. Der Dualismus war ja aber nichts Neues in Oestreich, Jahrhunderte hindurch bestand er bis 1848 und in viel größerer Ausdehnung, so daß ja an der östreichisch-ungarischen Grenze Zollhäuser lagen, für Ungarn das Tabakmonopol keine Geltung hatte 2c. Nichts war natürlicher, als auf diese Zeit wieder zurückzugreifen. Der Dualismus mußte aber bis zu seinen letzten Consequenzen, bis zur Personal-

Union durchgeführt werden. So aber hat Cisleithanien, obwohl bedeutender durch seine Einwohnerzahl, durch seine Cultur, Handel, Industrie und Steuerkraft, und trotzdem, daß es 70 Percent des Reichsbudgets trägt, in die gemeinsamen Angelegenheiten nicht mehr dreinzureden, als die östliche Reichshälfte. Der Beust'sche Ausgleich und sein Verdienst dabei war demnach nichts Anderes, als eine Uebervortheilung der diesseits der Leitha liegenden Länder und deren Bevölkerung. — Die Koryphäen der deutsch-liberalen Partei, die noch bis vor Kurzem den starren Centralismus vertheidigt hatten, traten nun auf einmal zum Dualismus über. Die Aussicht auf verfassungsmäßige Zustände ließ sie keine Opfer scheuen, um den Ungarn auf Kosten des Säckels der cisleithanischen Steuerträger alle jene Zugeständnisse zu machen, welche die Regierung von ihnen verlangte. Die Zukunft, die übrigens nicht schwer vorauszusehen war, lehrte die politischen Sünden erkennen, deren sich die gefeierten Parlamentsleiter à la Giskra, Herbst, Brestel, Kuranda 2c. damals an Cisleithanien schuldig gemacht haben. Wäre nach dem Grundsatze „Wer zahlt, der spricht" das Verhältniß der cisleithanischen Delegirten zu den transleithanischen, wie 70 zu 30 gewesen, so wären die verbündeten Ungarn und Polen nicht im Stande gewesen, die Bewilligung der riesigen Summen für das Militärbudget durchzusetzen, wie es seither bei jeder Budgetberathung der Fall gewesen ist. Obendrein zeigt die neueste Geschichte der Zustände in Oestreich, daß das Festhalten der Regierung an der Verfassung durch die ungeheuren Opfer, die die liberale Partei dieser zur Liebe gebracht hat, nicht garantirt worden ist, und wer weiß, wie bald es dazu kommen wird, daß wir unter einer Thun-Clam'schen Regierung noch ferner unsere 70 Percente zu einem übermäßigen Militäraufwande beitragen können. Wenn dann den Deutschen in Oestreich die Geduld nicht reißt, dann reißt sie ihnen niemals. Freilich ist es zu wundern, daß sie dieselbe nicht schon lange verloren haben, wenn sie, die allzeit getreuen Unterthanen, sahen, wie die Ungarn, die Jahre lang getrotzt hatten, nun auf einmal gehätschelt und

den Deutschen überall bevorzugt wurden. Und die Salzburgsche Entrevue? Statt den lautesten Protest gegen dieselbe zu erheben, zogen so viele Deutsch-Oestreicher voll Neugierde nach Salzburg, um die Nase des Napoleon und die Wade der Eugenie zu sehen, und der Wiener Männergesangsverein, der ein deutsches Banner führt, eilte auf den Wunsch des Kaisers von Oestreich herbei, um vor den Allerhöchsten Herrschaften seine Künste zu zeigen. Der seiner Napoleonsähnlichkeit wegen bekannte „deutsche" Volksvertreter Schindler drängte sich aber zur Audienz, wahrscheinlich, um bemessen zu können, wer seinen Bauch fetter gemästet hätte, jener an dem Blute seiner Unterthanen, oder dieser an den Eisenbahntaschengeldern, die man seiner Volksvertreterschaft in die Tasche schob. —

All das ging aber an dem deutsch-östreichischen Volke, ohne es zu berühren, vorüber; wurden die finanziellen Bedingungen des Ausgleichs mit Ungarn auch für hart befunden, so vergaß man sie doch in dem Vorgefühle der nahen Freiheit, und als am 21. December die neue Verfassung und zu Neujahr 1868 die Einsetzung des sogenannten Bürger-Ministerium publicirt wurde, hing der Himmel voll Geigen. Am lautesten war der Jubel, als nach der Annahme der interconfessionellen Gesetze im Herrenhaus (das erste Loch im Concordate) am 21. März 1868 allgemeine Umzüge durch die Straßen Wiens gemacht und vor dem Denkmale Kaiser Joseph's II. sowie vor den Wohnhäusern beliebter Staatsmänner Reden gehalten und Ovationen gebracht wurden.

Wie wir oft bei halbgebildeten Handwerkern die Erfahrung machen, daß sie, statt sich aus guten Volksschriften zu belehren, gleich zu wissenschaftlichen, meist theologisch-metaphysischen Werken greifen, die sie gar nicht oder falsch verstehen, oder wie Emporkömmlinge, die früher den Spaten geführt haben, nachdem sie ihr Glück in der Lotterie gemacht, auf einmal in der Equipage daherrasseln, ähnlich verhält es sich mit den Deutsch-Oestreichern. Jahrhunderte hindurch vollständig

niedergehalten, hatten sie sich kaum seit 1859 etwas rühren dürfen. 1865 nahm ihnen Belcredi ihre geliebte Februarverfassung, 1866 wurden sie von den Preußen geschlagen, da kam auf einmal unerwartet wie ein Haupttreffer die Decemberverfassung. Nun kannte der Hochmuth bald keine Grenzen mehr! Als noch das Ausland, besonders die englische Presse die neue Wendung der Dinge in Oestreich pries, da war der Deutsch-Oestreicher vollständig überzeugt von der Vortrefflichkeit seiner Constitution. Dreist stellte er sie der englischen und amerikanischen an die Seite und Mancher fand sogar, daß sie diese selbst an Freisinn übertreffe. So schwelgte Deutsch-Oestreich, die clerikale Partei einerseits, und die wenigen Deutsch-Nationalen andererseits ausgenommen, da die Verfassung selbst einstweilen noch keine Früchte gebracht hatte, in dem Genusse der Idee des Besitzes constitutioneller Freiheit. Seinen Höhepunkt erreichte dieser östreichische Freiheitsschwindel in dem Wiener Schützenfeste.

Bevor wir aber auf dieses zu sprechen kommen, wollen wir noch dessen Erwähnung thun, daß durch Gründung von Vereinen in Wien, Gratz, Klagenfurt, Marburg, 2c., die den zahlreichen, wie Pilze emporschießenden kosmopolitisch-östreichisch-demokratischen Vereinen entgegentreten sollten, der deutsch-nationalen Partei Centralpunkte geschaffen wurden. Dann müssen wir schon hier erwähnen, daß die Versuche, die östreichische Regierung zur Wiederaufnahme der deutschen Politik zu bewegen, lange vor dem Schützenfeste ihren Anfang nahmen. Fanden dieselben bei dem Volke, das an seiner östreichischen Freiheit einstweilen genug zu haben schien, auch wenig Unterstützung, so wurden sie doch in der Presse mit Energie und Ausdauer fortgesetzt. Besonders die „N. Fr. Presse“ erhitzte sich unnöthiger Weise für die Idee des Südbundes und des östreichischen Protektorates über denselben. Sie war es ja auch, die durch ihre Redacteure und sonstigen Partisane bei Gelegenheit des Schützenfestes die Schritte behufs Gründung einer deutschen Volkspartei traf, worauf wir noch zurückkommen werden. —

Unterdessen rückten die Tage des Schützenfestes heran. Alles war voll Begeisterung und man war sichtlich bestrebt, die neuen Verhältnisse in Oestreich den Fremden im schönsten Lichte darzustellen, — da mischte sich der erste Mißton in den schon im Vorhinein angestimmten Freudenjubel. Die Betheiligung der deutschen Wiener Studentenschaft an dem Feste durch einen imposanten Commers in der Schützenhalle war durch das Festcomité in Aussicht genommen worden. Auf der Wiener Hochschule, von deren deutsch-nationalen Demonstrationen, die bis in das Jahr 1867 gewährt hatten, oben gesprochen wurde, hatte sich seitdem gleichfalls eine östreichische Partei festgesetzt, die bald so stark angewachsen war, daß sie den Kampf mit der deutsch-nationalen aufnehmen konnte. Dies geschah bei Gelegenheit der Schützenfestcommersfrage. Die Nationalen erklärten sich gegen die Betheiligung der Studentenschaft an einer gegen Preußen und Norddeutschland überhaupt gerichteten großdeutschen Demonstration, die Oestreicher waren dafür. Der Commers kam zwar zu Stande, doch nahmen von den circa 20 Verbindungen nur zwei, und nur sehr wenige Nichtverbindungsstudenten (darunter der Hauptfaiseur der ganzen Angelegenheit, ein Clubb ausschließlich orientalischer Abstammung) daran Theil. Die Presse schrie zwar Zeter und Mordio über die angebliche Verpreußung der Studentenschaft, die Folgezeit bewies aber, daß die Gegner des Schützenfestes nicht preußisch, sondern deutsch, und die Anhänger und Veranstalter desselben nicht deutsch, wie sie vorgaben, sondern östreichisch dachten. —

Die Anmeldungen wurden immer zahlreicher und das Wohnungscomité wußte die vielen Festtheilnehmer kaum unterzubringen. Da sich deutsche Gastfreundschaft mit der östreichischen Freiheit nicht zu vertragen schien, so mußte für Massenbequartierung der deutschen Brüder gesorgt werden, die denn auch in von Schmutz und Ungeziefer strotzenden Kasernen, Spitälern, Militärtransports- und Armenversorgungshäusern erfolgte. War schon dieser Umstand geeignet, den fremden Gästen ein Mißtrauen in den deutschen Patriotismus

der Wiener Bevölkerung einzuflößen, so trug hiezu noch die geradezu ärmliche Ausschmückung der Straßen, durch die der Zug ging, das Ihrige bei. (Die meisten Häuser blieben undecorirt, und die Besitzer der übrigen hatten sich zumeist mit der Aussteckung schwarz-gelber Fahnen und Fähnchen begnügt.) Vielleicht verwischten sich diese Eindrücke wieder, wenn man die Leutseligkeit der Wiener kennen lernte und wenn man andererseits sah, wie sie so eifrig das „deutsche Lied" und „des Deutschen Vaterland" beklatschten; aber sie haben sich gewiß oftmals wieder erneuert, wenn der phrenetische Beifallssturm, mit dem die östreichische Volkshymne und der Radetzkymarsch, die Marseillaise der östreichischen Armee, mit der sie siegesgewiß in zwei große Kriege zog und geschlagen heimkehrte, immer wieder begrüßt wurden, erschallte. Wenn „Heil Dir im Siegeskranz" gespielt wurde, vergaßen die guten Oestreicher, scheint es, daß das Lied nicht nur die Volkshymne der verhaßten Preußen (sprachen wir nicht gleich nach Königgrätz von Preußenverehrung? und jetzt! Tempora mutantur et Austriaci etc.), sondern aller deutschen Stämme sei, und daß es schon die Courtoisie gegen die deutschen Gäste verlangt hätte, dem Liede dieselben Auszeichnungen zu Theil werden zu lassen, wie den anderen Musikstücken. — Es sind dies Details, aber sie werfen manch' interessantes Streiflicht auf die ganzen Verhältnisse des Festes, dessen Tendenz wir nun auch aus dem, was bei Festen, wo Deutsche zusammenkommen, immer die Hauptrolle spielt, nämlich aus den gehaltenen Reden kennen lernen wollen.

Dieselben waren, soweit sie überhaupt auf die deutsche Frage Bezug nahmen, was aber nur bei der kleineren Zahl der Fall war, eine einzige national-liberale eines Hannoveraners (Seemann) ausgenommen, die aber ohne Einfluß blieb, durchwegs mehr oder weniger großdeutsch gefärbt. Man muß aber sehr unterscheiden, von wem dieselben gehalten wurden, ob von Schützen, die Männer des Volkes waren und als solche dessen Meinung aussprachen, oder von politischen Agitatoren, die das Schützenfest zum Tummelplatz

ihrer Parteiumtriebe mißbrauchten. Jene sprachen immer nur von dem Schmerze, die deutsch-östreichischen Stammesgenossen aus Deutschland verdrängt zu sehen und von der Hoffnung, daß dieselben wieder mit Deutschland vereinigt würden. Letztere aber, wie Mayer, Freese, Voget, Eckardt u. A., warben Anhänger für ihre Südbundsidee und plaidirten lebhaft dafür, daß Oestreich wieder an die Spitze von Deutschland treten solle. In diesen Bestrebungen ließen sie sich schmählicher Weise, wir wissen keinen gelinderen Ausdruck hiefür, von Beust'schen Söldlingen, wie May, Trabert u. A. unterstützen. Beust schien damals so wenig noch wie Giskra, der gleich am ersten Tage viel von den Banden deutscher Cultur faselte, den deutschen Traum ausgeschlafen zu haben, trotzdem dies Letzterer lange vorher schon einmal versichert hatte, und Beust bei einem der letzten Bankette, die in der Schützenhalle gehalten wurden, in so honigtriefenden Worten von Frieden und Versöhnung sprach. Oeffentlich Freundschaft zu heucheln, im Geheimen jedoch gegen Preußen agitiren zu lassen, entspricht aber der Doppelzüngigkeit dieses Staatsmannes vollständig. —

Wir kommen nun auf die zahllosen Apotheosen Oestreichs, des östreichischen Kaisers, des östreichischen Ministeriums und der östreichischen Freiheit, zu denen das deutsche Schützenfest freventlich mißbraucht wurde, zu sprechen.

Am meisten blamirten sich in dieser Beziehung die Schweizer. Wir haben auf die Bewohner dieser Republik nie große Stücke gehalten, und das Verhalten derselben während des deutsch-französischen Krieges hat unsere Ansicht bestätigt; daß aber Leute, die sich Republikaner nennen, sich als Gäste in einem fremden Lande so jämmerlich loyal gegen den Herrscher desselben benehmen, hätten wir nicht für möglich gehalten. Das Aergste in der Schmeichelei wegen der Verfassung, Freiheit, Bürgerministerium u. s. w. leisteten gleichfalls die Schweizer. Ob es dieselben aus Berechnung thaten, um sich die Sympathien der Oestreicher bis zum Schlusse zu erhalten, wissen wir nicht.

Die zahlreich als Redner auftretenden Wiener Gemeinderäthe, Bürger und Mitglieder der verschiedenen Comités und Vereine besprachen in ihren Toasten, zu denen besonders in der letzten Zeit die Einzelnen „gepreßt“ wurden, da sie, wollten sie eine „deutsche“ Rede halten, über das stereotype Willkommenheißen der deutschen Brüder kaum hinausgekommen wären, die beliebten östreichischen Themen. Hiezu kamen schließlich noch die Tyroler, die diesmal, trotzdem sie doch so viele Schützenfeste in Deutschland besucht hatten, ganz zu vergessen schienen, wo sie sich befanden. Sie sprachen Alle davon, wie ihnen zwar die Geistlichkeit nicht erlauben wollte, nach Wien, dem Höllenpfuhle, zu fahren, wie sie aber doch gekommen seien, um hier (am deutschen Schützenfeste) zu erklären, daß sie den neuen Gesetzen zustimmen. Es war auch ganz unverkennbar, wie die liberale Partei in Tyrol agitirt und gesammelt haben mußte, um einen so großen Zuzug aus denjenigen Landgemeinden, die dem Clerus nicht blindlings folgten, zu Stande zu bringen. Diese Herren aus Innsbruck benutzten also das Schützenfest wieder, um der östreichischen Regierung und dem östreichischen Volke zu zeigen, daß es auch liberale Bauern in Tyrol gebe. (Wie nutzlos diese Demonstration war, bewies der Umstand, daß bei den nächsten Landtagswahlen der einzige Wahlbezirk, den die Liberalen am Lande besaßen, verloren ging.) —

Und so gab es denn für uns nur zwei Lichtpunkte während der langen Zeit des Schützenfestes. Der eine war der Empfangsabend, den der deutsche Volksverein seinen Gesinnungsgenossen aus Deutschland zu Ehren veranstaltete. Dieser Abend versammelte alle aufrichtig deutsch Gesinnten, die sich damals in Wien befanden, in den Sälen des „großen Zeisigs“. Begeisterte Reden erschallten, feurige Toaste erklangen, und eines Herzens, eines Sinnes, wie die Versammlung war, fanden sie auch einstimmigen Widerhall. Die deutschen Gäste hatten nur Worte der Verwunderung, aber auch der Freude, daß so echt deutsche Gesinnung in Oestreich anzutreffen sei. — Den anderen Lichtpunkt bildete für

uns die Sperlversammlung, deren Ziel, die Gründung einer allgemeinen deutschen Volkspartei, durch die Massendemonstration der socialdemokratischen Partei so sehr verrückt wurde. Wiener Notabilitäten hatten sie einberufen, und die süddeutschen Demokraten waren die Hauptredner, doch was nützte alle ihre Beredtsamkeit, wenn die Socialdemokraten weder Groß- noch Kleindeutsche, ja überhaupt keine Deutschen, sondern nur Menschen sein wollten! Die deutsch-nationalgesinnte Partei war gleichfalls vertreten und, ließ man sie auch nicht zu Worte kommen, so schleuderte doch eines ihrer Mitglieder ihren Protest aus dem Volksgewühl heraus mit Stentorstimme in die Versammlung; derselbe war in die Worte gefaßt, daß „sie in dem Südbunde die Permanenz der Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands sehe." Wie eigenthümlich übrigens das Vorgehen der Arrangeure der Sperlversammlung war, zeigt die Impertinenz des Präsidenten der Versammlung, des vielgenannten Dr. E. Kopp, der die Deutschnationalen einfach als „Preußenfreundliche" verzeichnete, — eine Aeußerung, die wir jetzt als Vorboten des gegenwärtig üppig blühenden Denunciantenthums erkennen müssen. — Ob die Herren Demokraten aus Süddeutschland aus dem Verlaufe der Sperlversammlung etwas gelernt haben, wir bezweifeln es, aber Gelegenheit hätten sie hiezu reichlich gehabt; giebt man das Nationalitätsprincip auch nur in einem Theile auf, so ist der erste Schritt zur kosmopolitischen Socialdemokratie schon gethan. —

Wenn wir einen Rückblick auf das Schützenfest werfen, so fällt es uns allsogleich auf, wie segenbringend dasselbe für die Entwicklung des Deutschthums in Oestreich hätte sein können, und wie geradezu schädlich für dieselbe der Einfluß war, den das Fest ausübte. Statt, wenn schon gelobt sein mußte, das Festhalten der Deutsch-Oestreicher an deutscher Sprache und Sitte rühmend hervorzuheben, schmeichelte man denselben wegen des theuer erkauften Bischens Freiheit, das sie besaßen; statt sie zum Festhalten an dem Gedanken der Zusammengehörigkeit und an der Hoffnung auf Wiedervereinigung mit Deutsch-

land aufzufordern, kitzelte man die alte Ruhmbegierde und Herrschsucht Oestreichs mit den Aussichten auf eine Veränderung der Dinge in Deutschland. — Ueber alle diese Schmeicheleien und lockenden Anerbietungen würden die Deutsch-Oestreicher noch viel mehr erfreut gewesen sein, wenn diese günstigen Eindrücke nicht auf der anderen Seite durch die Gestaltung der inneren Verhältnisse paralysirt worden wären, indem dafür gesorgt zu sein schien, daß der östreichische Hochmuth nicht in den Himmel wachse.

Man hatte gehofft, daß es zu einer baldigen Lösung des Concordats mit Rom kommen werde, statt dem wurden die Botschafter, wenn einer starb oder abberufen wurde, immer wieder durch andere ersetzt, von deren bekanntermaßen clerikaler Gesinnung man eine raschere Betreibung der Angelegenheit nicht erwarten durfte. Das Wehrgesetz, das die Hoffnung auf die Reducirung des Militärbudgets vereitelte und mit seinen 800,000 Mann die Friedensbetheuerungen Beust's sonderbar illustrirte, fand keine Sympathie. Die Nachricht vom Austritt des Fürsten Auersperg aus dem Ministerium wirkte sehr deprimirend, und die allgemein bekannten Zerwürfnisse zwischen Herbst und Giskra konnten das Vertrauen auch nicht stärken. Dann circulirte das Gerücht von czechischen Ausgleichsversuchen, und freilich erst längere Zeit darnach zeigte es sich, daß dasselbe nicht so ganz grundlos gewesen sei. Es kam nämlich jetzt zu der bekannten Spaltung im Kabinet, welche eine geraume Zeit hindurch währte, bis endlich die Majorität und Minorität desselben je in einem separaten Votum ihr Programm dem Kaiser und dem Parlamente vorlegten. Das Majoritätsprogramm, das strenges Festhalten an der Verfassung empfahl und von Giskra, Hasner, Herbst, Plener und Brestel unterzeichnet war, wurde angenommen, das der Minorität, welches die Namen Potocky, Taaffe und sonderbarer Weise auch Berger trug und, obwohl (von Berger) unklar abgefaßt, dennoch die Absicht einer theilweisen Abänderung der Verfassung zum Zwecke ihrer allgemeinen Verwirklichung erkennen ließ, verworfen. Hierauf

gaben die zuletzt genannten drei Minister ihre Demission und Hasner wurde, nachdem sich das Ministerium aus den Reihen der Verfassungspartei ergänzt hatte, Ministerpräsident. —

Alle diese Vorfälle, diese häufigen Personalveränderungen, die Erkenntniß, daß selbst die leitenden Staatsmänner rathlos waren darüber, was geschehen solle, und vor Allem die kirchliche Frage, die sich durch die Energielosigkeit der Regierung selbst und noch mehr durch die der östreichischen Botschafter in Rom immer länger hinauszog, während die Widersetzlichkeit des Clerus gegen die Verfassung nur selten ihre verdiente Strafe fand, ließen jenen früher so verschwenderisch geäußerten Jubel nicht mehr aufkommen und oft hörte man schon die Bemerkung fallen: Es nützt Alles nichts, wir kommen doch auf keinen grünen Zweig. Wenn Einige noch auf das Ministerium Hasner ihre Hoffnung setzten, so herrschte im Allgemeinen doch schon wieder jene Apathie, die wir so häufig in Oestreich bemerkten. Das Regime Hasner's rechtfertigte die auf dasselbe gesetzten Hoffnungen auch in keiner Weise. Der sich gegen die neuen Gesetze auflehnende Clerus wurde auch ferner noch auf die zarteste Weise behandelt, die Concordatsfrage blieb im alten Geleise, und von allen den verschiedenen Gebieten des Staatswesens machte sich nur bei den Steuern und Staatsschulden ein Fortschritt bemerkbar. Die von dem Ackerbauminister Banhans in Aussicht gestellten Staatshengste, die nichts kosten sollten, waren aber nicht im Stande, die unangenehmen Eindrücke, die jener Steuern- und Schuldenfortschritt hervorbrachte, zu verwischen. So vegetirte das Ministerium weder sich noch Anderen zur Freude fort, bis auch seine Tage gezählt waren. Eines schönen Tages hieß es: Das Bürgerministerium ist nicht mehr. Ein Conflict mit der Krone hatte zu seiner Entlassung geführt, die den Abtretenden übrigens durch splendide Verleihung von Geheimrathstiteln an dieselben leichter gemacht wurde, und nun kamen gerade jene Männer wieder an's Ruder, Potocky und Taaffe, deren Regierungsprogramm durch das Parlament eine so scharfe Verurtheilung

erfahren hatte. In Oestreich giebt es oft parlamentarisch-constitutionelle Räthsel aufzulösen. —

Das Bürgerministerium verdiente seinen Namen, nicht wegen seiner Zusammensetzung, — dasselbe bestand, als diese Bezeichnung erfunden wurde, aus 1 Fürsten, 2 Grafen, 1 Ritter, 1 Edlen und 4 Nichtadeligen, — sondern weil es ausschließlich in Bürgerkreisen, im sogenannten Mittelstande, seine Anhänger hatte. Weder die Aristokratie, die, wenn auch liberaleren Ansichten zugänglich, sich doch für die allein zur Regierung berufene Race hält, noch die Finanzwelt, die durch die Brestel'sche Couponsteuer freilich empfindlich geschädigt wurde, geschweige denn der Clerus, waren mit dem Ministerium zufrieden. Zu den heftigsten Feinden aber hatte sich dasselbe und besonders Giskra, die Arbeiter gemacht. Für diese gab es kein Bürger-, sondern ein Bourgeoisministerium.

Schon im Herbst 1867 begann die Agitation im Lasalle'schen Sinne. Häufige Versammlungen, sogenannte Arbeitertage wurden abgehalten, und auf denselben Resolutionen gefaßt, die zumeist die Wünsche der Arbeiter nach Abänderung des Vereins- und Versammlungsgesetzes, nach Gewährung des Coalitionsrechtes und nach Einführung der allgemeinen direkten Wahlen ausdrückten. Hiezu kamen noch Beschlüsse in der Concordatsangelegenheit, man besprach die bischöflichen Hirtenbriefe, sowie die päpstliche Allocution und forderte die Regierung auf, gegen den widerspenstigen Clerus einzuschreiten. Schien das Ministerium schon diese ewigen Drängeleien in den confessionellen Fragen, die auch von den vielen politischen Vereinen immer wieder erneuert wurden, nicht gern zu sehen, so war es den oben angeführten Forderungen der Arbeiter vollends entgegen. Se. Excellenz Minister Giskra sprach, als ihm die Petition eines Arbeitertages um Gewährung des allgemeinen Wahlrechtes überreicht wurde, sehr viel von Vagabunden und Pöbel und erklärte, daß an allgemeine Wahlen in Oestreich nie zu denken sei. Bei derselben Gelegenheit fand er auch, daß das Vereins-

und Versammlungsgesetz sehr liberal sei und auch in diesem Sinne von der Regierung ausgelegt werde. Mit diesen beiden Forderungen reussirte die Arbeiterpartei also nicht; der dritten wurde aber noch weniger entsprochen, da das bezügliche Gesetz von 1870 eher das Nichtcoalitionsrecht, als das Coalitionsrecht gewährte.

Diese Bemerkungen sollten mehr zur Illustration des Liberalismus der einzelnen Bürgerminister beitragen, als vielleicht einen Abriß der Wirksamkeit der Arbeiterpartei abgeben. Diese war, wie schon oben bemerkt, rein socialdemokratisch. Uns interessirt nur die Stellung, die sie zur nationalen Frage einnahm. Trotzdem, daß dieselbe weitaus überwiegend aus Deutschen bestand, da die übrigen Nationalitäten weder für die Ideen Schulze-Delitzsch' noch für die Lasalle's reif zu sein scheinen, und wirkliche „Deutsche", d. h. solche aus dem Reich, wie Hartung, Oberwinder, Most, Groß, Brußhaver u. A. an der Spitze der Bewegung standen, so sahen wir doch gerade das Deutschthum von den Arbeitern immer besonders angefeindet, und deutschthümliche Bestrebungen von ihnen am meisten verhöhnt, während sie den anderen Nationalitäten gegenüber sich viel duldsamer erwiesen. Letzteres geschah jedenfalls nur, um dieselben in die Agitation hereinzuziehen, aber es constatirt uns zugleich die Thatsache, wie der Deutsche, der geborene Weltbürger, oft dem Phantom des Kosmopolitismus zuliebe sich vor anderen, tief unter ihm stehenden Nationen erniedrigt. — Das kosmopolitische Programm der Partei ließ dieselbe bald mit den Internationalen in Brüssel, London, Braunschweig und Zürich in Verbindung treten und fand seinen Ausdruck in den Reden vom Nur-Menschenthum in der Sperlversammlung, und früher schon in einem Manifeste an das arbeitende Volk Oestreichs, das in allen Landessprachen erlassen wurde und folgende charakteristische Stelle enthielt: „Die Wiener Arbeiter haben die Vorurtheile der Religions- und der Nationalitätsverschiedenheit über Bord geworfen, denn die Zeit der Nationalitätenabsonderung ist vorüber, und das

Nationalitätsprincip steht nur mehr auf der Tagesordnung der Reactionäre." —

Was das Verhältniß der Bürger zu den nationalen Fragen betrifft, so haben wir dem, was wir schon oben bemerkt haben, wenig mehr hinzuzufügen. Aus der unter Preußens Führung sichtlich zunehmenden Consolidation des norddeutschen Bundes und des Zollvereins erkannte man, daß die Wünsche, Hoffnungen und Vorhersagungen vom Schützenfeste sich nicht erfüllen würden, und so versank man denn auch Deutschland gegenüber in die beliebte Apathie, die bald auch auf östreichischem Gebiete, wie wir des Näheren angeführt, eintrat. Dem deutsch-französischen Kriege war es vorbehalten, diese trägen Massen emporzurütteln. —

Das neue Ministerium hatte erst vor kurzer Zeit seine Thätigkeit begonnen, als die Befürchtungen vor einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen auftauchten. War man auch in Oestreich der spanischen Throncandidatur eines Hohenzollern nicht günstig gesinnt, so erregte die gereizte Manier, mit der Frankreich Einsprache erhob, und besonders die Impertinenz von Ems allgemeine Entrüstung, die sich bald in beinahe sämmtlichen deutschen Journalen Oestreichs Luft machte. Man erkannte, daß der Krieg unvermeidlich geworden sei, und frug sich nur noch mit Bangen, welche Stellung Oestreich zu dem Kriege einnehmen werde. Die Salzburger Entrevue tauchte jetzt als Schreckgespenst auf, man fürchtete, daß die zwar hartnäckig geläugneten Abmachungen doch beständen, von der avitisch-nationalen Kriegslust der Ungarn hoffte man auch nichts Gutes, und der Pole Potocky an einem der ersten Posten des Reiches flößte schließlich auch keine Beruhigung ein. Schon rasselte die allzeit avancementsüchtige Armee in ihren Organen mit dem Säbel, den sie pour la gloire de France ziehen wollte, doch der Lärm wurde bald durch die zahlreichen aus allen Gegenden Deutsch-Oestreichs gemeldeten Neutralitätskundgebungen und bezüglichen Resolutionen und Petitionen unterdrückt. Da zeigte sich die wunderbare Macht der nationalen Stammesver-

wandtschaft, und wenn wir oben von Residuen deutscher Gesinnung sprachen, so bestätigt der jetzige mächtige Aufschwung unsere Ansicht. Wie ein Mann erhoben sich sämmtliche größere deutsche Stadtgemeinden, um das Gewicht ihrer Stimme gegen den Kampf an der Seite des Erbfeindes von Deutschland in die Wagschale zu werfen. Die gleichen Kundgebungen kamen von den politischen Vereinen Deutsch-Oestreichs und eine Adresse, die des Gemeinderathes von Villach in Kärnthen verlangte sogar die Kriegserklärung Oestreichs an Frankreich, falls von den Feinden deutsches Gebiet betreten würde. Comités behufs Sammlung von Geldern 2c. zur Unterstützung der deutschen Verwundeten bildeten sich in allen Städten und Provinzen, und reichlich und schnell flossen die Gaben ein. Viele junge Männer, vorzüglich Studirende, empfanden die innigste Sehnsucht, im deutschen Heere als Freiwillige einzutreten, leider konnten sie ihrer Begeisterung nicht folgen, da ihnen der Eintritt in die deutsche Armee versagt wurde. Eine gewiß stattliche Schaar deutscher Jünglinge aus Oestreich würde an dem Kriege theilgenommen haben, und dieser Zuzug hätte sicher einen günstigen Eindruck, wenn ein solcher bei der patriotischen Begeisterung der deutschen Truppen noch möglich gewesen wäre, auf dieselben ausgeübt; so aber wird es Mancher sein Leben lang beklagen, daß er dem herrlichsten Kriege, den Deutschland je ausgefochten hat, unthätig zusehen mußte! —

Wie gern vernachlässigten wir, da der Leser wohl eingesehen hat, daß wir jetzt immer, ohne es ausdrücklich zu erwähnen, von den Gesinnungen und Gefühlen des intelligenten deutschen Bürgerthums gesprochen haben, die meisten übrigen Stände, doch unsere Pflicht eines getreuen Chronisten läßt dies nicht zu, und so rücken wir denn mit dem beschämenden Geständnisse heraus, daß besonders in den zahlreichen Fabrikstädten die Zahl der Deutschfreundlichen von der der Franzosenfreundlichen weitaus übertroffen wurde. Die Arbeiter und kleinen Geschäftsleute, so wie die untersten Classen standen sämmt-

lich auf französischer Seite, und wünschten nur, daß Oestreich gleichfalls den Krieg an Preußen erklärte, um ihm die Schläge von 1866 heimzahlen zu können. Der gleiche Mangel an Bildung, der bei einer gewissen Sorte von reichen Fabrikanten heimisch ist, erzeugte die gleichen Gefühle über den Krieg in denselben. Es sind dies die letzten Getreuen des Backhandel- und Phäakenthums, bei denen es seit Jahrzehnten bestehende Familientradition ist, jeder Bildung aus dem Wege zu gehen; dieselbe schleicht sich aber doch oft ein und so werden diese lebendigen Mahner an „die gedankenlose, die herrliche Zeit“ auch von Jahr zu Jahr weniger. Zu diesen Franzosenfreunden kommen noch einige ausgetrocknete Beamtenseelen und die pensionirten Militärs. Da diese Leute mit dem Bürgerthum in häufigem Contakt stehen, so kam es oft zu Zank und Streit, und hörte man früher in den öffentlichen Localen nie ein Wort von Politik, so war jetzt eine derartige Disputirsucht in die Menge gefahren, daß die Wirthe und Kaffeesieder zu Anschlägen, wie „hier wird nicht politisirt“, ihre Zuflucht nehmen mußten. —

Wir hätten früher von der Stimmung der Landbevölkerung gesprochen, aber wir zogen es vor, diesen ganz- und halbgebildeten, oder von der Kultur wenigstens beleckten Franzosenfreunden, die ihre barocken Ansichten doch noch mit ihrer Suada vertheidigten, den einfachen Bauer gegenüber zu stellen, der zwar nicht viel Worte zu machen weiß, den aber jede deutsche Sylbe, die aus seinem Munde kommt, daran erinnert, wo er mit seinen Gefühlen hingehört, und der auch die Mordbrennereien und Räubereien der Franzosen in Oestreich besser in Erinnerung behalten hat, als der leichtlebige Städter. In allen Theilen Deutsch-Oestreichs zeigte die Landbevölkerung die regste Theilnahme für Deutschland und wünschte den deutschen Truppen den Sieg. Diese Gesinnung trat vorzüglich in den Alpenländern, und da wieder besonders in Tyrol hervor. Hier war ja die Erbitterung gegen die Feinde von 1809 beinahe noch ebenso heftig, wie dazumal. Wie viel lieber wäre der Tyroler Landesschütze, der

seitdem schon dreimal mit den Italienern zu thun hatte, gegen die andere Sorte von „Wälschen" zu Felde gezogen! Doch sie, wie ihre Brüder in Salzburg, Oestreich, Kärnthen und Steiermark, mußten sich damit begnügen, ihrer Freude über die deutschen Siege in der landesüblichen Form der Bergfeuer Ausdruck zu geben. Wollte ihnen auch die Geistlichkeit, die gegen das protestantische Preußen (auf Süddeutschland vergaßen die wahrheitsliebenden Franzosenfreunde immer) und für das katholische Frankreich Partei nahmen, das sie ganz richtig ohne oder mit Napoleon als defensor papae erkannten, hierin wehren, so ermannten sich in dieser Sache die meisten Gemeinden zum Widerstande gegen ihre Geistlichen. Scheint dies nicht wieder ein Beweis für den Satz zu sein: Eine gute Sache giebt guten Muth? —

Wem fallen bei den Pfaffen nicht gleich die Juden ein? Die Börse schenkte Anfangs immer den erlogenen französischen Siegesnachrichten Glauben, schon Mitte August neigte sie sich aber den Deutschen zu, da sie durch weitere deutsche Siege den Krieg schnell beendigt glaubten. Den Sammlungen der deutschen Comités gegenüber präsentirten sich die Börsenmatadore in der gewohnten Stellung, nämlich beide Hände im Sack. —

Es erübrigt uns noch, die Stellung der Adels- und Hofpartei zu dem Kriege zu besprechen. Hier dürfen wir uns natürlich nicht wundern, den excessivst franzosenfreundlichen Gesinnungen zu begegnen. Das französisch plappernde Aristokratenkind muß sich natürlich für ein original-französisches halten, die instructeurs prägen dem Knaben selbstverständlich auch keine deutsche Gesinnung ein, und der Mann schwärmt natürlich für das Land, dessen Sprache er am besten spricht, für das Land der galanten Abenteuer, für das Land, das feurige Weine und noch feurigere Frauen erzeugt, für Frankreich.

Auch der Republik gingen die Siegeswünsche der östreichischen Aristokratie nicht verloren, da man ja von der Restauration der Monarchie überzeugt war.

Die gleichen Gesinnungen finden wir in den Hofkreisen. Manch' inbrünstiges Gebet dürfte aus der Hofkapelle um den Sieg Frankreichs in den Himmel geschickt und mit manch' kostbarer Spende dürften die verschiedenen Heiligen bestochen worden sein. Knüpften sich doch süße Hoffnungen an den Sieg Frankreichs!

Uns ist aus authentischer Quelle bekannt, daß der Kaiser selbst von der Niederlage Preußen-Deutschlands, die er für gewiß hielt, die deutsche Kaiserkrone für Oestreich erwartete. Daß diese Hoffnung auf einer Salzburger Abmachung basiren sollte, ist kaum anzunehmen, da Napoleon gewiß die Hülfeleistung Oestreichs in Anspruch genommen hätte, wenn er ihm zur deutschen Kaiserkrone verhelfen wollte. Gebratene Tauben fliegen eben nur Victor Emanuel in's Maul. Die deutschen Kaiserträume Franz Joseph's scheinen uns also nur einer erhitzten Phantasie entsprungen zu sein, sind aber als solche und dann noch viel mehr interessant, wenn wir diese Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen des Kaisers von Oestreich, die er im Juli 1870 hegte, mit dem Glückwunschschreiben vergleichen, das derselbe in so „überaus herzlichem" Tone zu Anfang dieses Jahres an den Kaiser von Deutschland gerichtet hat. Wie sagte Talleyrand? „Die Sprache ist dazu da, um unsere Gedanken zu verbergen." Die Schrift leistet dieselben Dienste. —

So sehen wir den ordinärsten Radtreiber zugleich mit Sr. Majestät dem Kaiser mit Frankreich sympathisiren, während von allen dazwischenliegenden Ständen nur das intelligente Bürgerthum und die Bauernschaft für Deutschland Partei ergriffen. Doch wer kümmerte sich um die Socialdemokraten, wer um die Clerikalen, wer um den Adel oder gar um den Hof, wenn täglich neue Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatze eintrafen! Siegreiche Schlachten wechselten mit genommenen Festungen, und wer sich Anfangs vornahm, die gemachten Gefangenen und eroberten Trophäen zu zählen, mußte davon bald abstehen. Und dennoch, wie maßvoll, wie rücksichtsvoll gegen die übrigen östreichischen Nationen, ja selbst gegen die deutschredenden

Franzosenfreunde verfuhr man bei der Kundgebung seiner Freude! Während der französische Sieg unter Lulu's Augen bei Saarbrücken von den Franzosenanhängern in Oestreich, und besonders von den Officieren, mit Champagnergelagen gefeiert, in Lemberg, einer Stadt von 70,000 Einwohnern, unter denen sich 30,000 Juden, also Deutsche, befinden, sogar illuminirt wurde, fand während des Krieges nur in Botzen (nach Sedan) ein Siegesfest mit Fackelzug u. s. w. statt, sowie auch in ebenso rein deutschen Gegenden der Alpenländer bei den Nachrichten von größeren Siegen, oder Einnahmen bedeutender Festungen Freudenfeuer angezündet wurden. In den größeren Städten aber beschloß man, um bei den Andersdenkenden nicht zu häufigen Anstoß zu erregen, erst bei Beendigung des Krieges Festlichkeiten, die Sieges- und Friedensfeiern zugleich sein sollten, zu veranstalten. Schon für September waren sie in Aussicht genommen, dann für die Weinlesezeit, hierauf für Weihnachten, und endlich mußten sie sogar bis in das Frühjahr 1871 hinein verschoben werden. Mittlerweile war aber schon das famose Ministerium Hohenwart an's Ruder gekommen, welches die Feiern nur in Privatcirkeln gestattete. Damit war die beabsichtigte Großartigkeit natürlich ganz ausgeschlossen. Doch wir trösten uns nach Hiob's Weise mit dem bekannten: Wer weiß, wozu es gut war?

Wenn schon die Privatfeier in der kleinen rein deutschen Stadt Baden bei Wien auf eine Art und Weise durch den Pöbel gestört wurde, die den Züricher und Bukarester Excessen nichts nachgab, was für Skandale mußten dann in Wien, Gratz, Brünn, Reichenberg u. s. w. von den Arbeitern, und in Prag von den Czechen befürchtet werden! Solche Scenen hätten aber den allerpeinlichsten Eindruck hervorgerufen, da man zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß die deutsche Partei sich den Terrorismus einer unwissenden Mehrheit gefallen lassen muß. —

Obenerwähnte Verfügung des neuen Ministeriums, einer der ersten Regierungsacte des Cabinets Hohenwart, das sich mit den

Namen Jirecek und Habietinek bei der deutschen Bevölkerung in Oestreich schlecht eingeführt hatte, erregte allgemeine Erbitterung. Man erkannte, daß man es nicht bloß mit czechischen Namen zu thun hatte, sondern, daß die Träger derselben entgegen den officiösen Versicherungen auch Czechen seien. Ueber Hohenwart bildete man sich nun seine Meinung auch bald, indem man sich zugleich an die milde Behandlung, die er als Statthalter von Oberöstreich dem renitenten Bischofe von Linz zu Theil werden ließ, erinnerte. Wie Saul-Schäffle unter die Propheten kam, ließ man ihn mit seinem süddeutsch-demokratischen Gewissen ausmachen. Im Interesse der gedeihlichen Fortentwicklung des Deutschthums in Oestreich konnte uns aber kein Ministerium gelegener kommen, als dieses. Denn je härter der Druck, desto größer der Widerstand, und dieser Widerstand wird nicht überwunden werden, da ja der Druck nach allen historisch-politischen Berechnungen bald aufhören muß. Ein solches Ministerium macht einen Rückfall in's alte Oestreicherthum ganz unmöglich, denn unsere Regel sagt uns ja, daß die Deutsch-Oestreicher deutsch fühlen, wenn es ihnen in Oestreich schlecht geht. Ja die günstige Wirkung des gegenwärtigen Ministeriums geht noch weiter. Als nämlich Hohenwart sowohl persönlich im Abgeordnetenhause, als auch durch die officiellen Blätter in Wien und der Provinz die Lehre vom wahrhaften Oestreicherthum verkündete, traf dieser neue Messias nicht etwa auf Widerstand, Entgegnungen und Anfeindungen, sondern man begnügte sich damit, die Sache einfach lächerlich zu finden. Jedenfalls das Gefährlichste, was einem Staatsmann passiren kann! Dadurch war nicht allein das Ministerium blamirt, sondern es wurde auch, was so lange Jahre hindurch als Idol in dem Herzen der Deutsch-Oestreicher getragen wurde, Oestreich, als eitler Götze erkannt, und aus demselben hinausgeworfen. Was muß das für ein Staat sein, resolvirte man, wo Czechen, Polen, Ruthenen, Slovenen und Italiener bleiben dürfen, was sie sind, während wir Deutsche Oestreicher werden sollen, damit die Geschichte nicht zusammenfalle? Jetzt

sahen sie ein, daß sie seit jeher die Aschenbrödel der übrigen östreichischen Völker gewesen waren; sie hatten immer gearbeitet und sich abgemüht, damit diese es sich recht bequem geschehen lassen konnten; sie hatten ihr Herzblut für sie geopfert und wurden nun von ihnen verhöhnt und geschlagen. Man erkannte jetzt, wofür man früher blind war, auf wie schwachen Füßen Oestreich steht. Man ist jetzt auf die letzte Eventualität gefaßt und blickt ohne Bangen in die Zukunft. Weiß man doch eine ruhige und freundliche Wohnstätte sich gesichert! Die von Sympathie zeugende Resolution des deutschen Reichstags, in der auch den Deutsch-Oestreichern der Dank Deutschlands ausgesprochen wurde, fand nach jener Richtung hin ihre Auslegung. Ja sogar Gratulationen haben die Deutsch-Oestreicher schon wegen ihrer bevorstehenden Wiedervereinigung mit Deutschland empfangen. Wir meinen hier nicht vielleicht ein schwungvolles lyrisches Gedicht eines begeisterten Poeten, sondern die Rede des Abgeordneten des ungarischen Reichstags, Nemeth, eines Mitglieds der Linken. Derselbe sprach über den Zerfall Oestreichs, und beglückwünschte „die Deutschen in Oestreich, daß sie bald wieder mit ihren Stammesbrüdern vereinigt werden würden“, und der lebhafte Beifall bei dieser Stelle bewies, daß der Redner mit seinen Ansichten im Hause nicht allein steht. —

Die Presse tritt auch, obwohl Confiscationen in Masse erfolgen, energisch auf, fordert eine deutschfreundliche Politik nach Innen und Außen, und beschuldigt die Regierung, daß sie den Zerfall Oestreichs beschleunige. So wird denn der Deutsch-Oestreicher stets in Athem gehalten, und zusehends festigt sich die deutsche Gesinnung. Es ist ordentlich eine Freude, jetzt in Oestreich zu sein, und zu sehen, wie ein Volk, das politisch versumpft war, und seine Nationalität so ganz verleugnete, sich plötzlich wiedergefunden hat. Hatte man zur Zeit des Krieges, besonders da der Widerstand von Paris fortdauerte, und in den Provinzen stets neue Heere erstanden, noch Achtung vor der Nation, die sich so verzweifelt wehrte, so ist man jetzt bei den

empörenden Skandalen, die sich in Paris ereignen, mit Abscheu vor derselben erfüllt. Wir wissen aber recht gut, wie viel jede den Franzosen feindselige Stimmung, sei sie nun Franzosenhaß oder Franzosenverachtung, zur Entwicklung und Festigung des Deutschthums (auch außer Oestreich) beigetragen hat und noch beiträgt. Um so freudiger blickt man auf das neue Deutschland, seine Geschicke interessiren mehr, als die des eigenen Landes, und von den Männern, die an der Spitze des deutschen Reiches stehen, spricht man lieber, als von den Staatsmännern Oestreichs. So weht ein frischer Zug durch die Gaue Deutsch-Oestreichs, vom Bodensee bis zum Oderstrand, von den Ufern der Drau bis zum Erzgebirge, und eine Losung erschallt von allen Lippen: Deutsch, deutsch! — —

Es liegt uns nun noch die Frage zur Beantwortung vor: Welche Stellung sollen die Deutsch-Oestreicher den Verfassungswirren und überhaupt den eigenthümlichen Verhältnissen Oestreichs gegenüber einnehmen?

Entsprechend der Offenheit und strengen Gesetzmäßigkeit, die dem Deutschen entspricht, kann von Wühlereien, geheimen Agitationen, am Ende gar Verschwörungen und Aufstandsversuchen nicht die Rede sein. Wir brauchen derlei slavo-romanisches Spektakelzeug nicht, und kommen auf dem geraden Wege eben so weit. Bis zum letzten Augenblick wollen wir an Oestreich halten, aber wir verlangen auch, daß wir durch freiheitliche, verfassungsmäßige Zustände entschädigt werden. Wird die Verfassung verletzt, dann müssen die schärfsten Mittel, Steuern- und Rekrutenverweigerung in Anwendung gebracht werden. Besteht ein Parlament nicht mehr, so fällt diese Aufgabe der Bevölkerung zu. Die Regierung wird es nicht wagen, Hunderttausenden von Steuerträgern mit Execution zu drohen, und Tausende von Jünglingen mit Gewalt zum Assentplatze zu schleppen. Wenn aber solche extreme Mittel, die dem ruhigen, ja ängstlichen Charakter des deutsch-östreichischen Staatsbürgers nicht zusagen dürften, nicht versucht werden sollten, so wird es doch immer die Hauptpflicht des

Deutsch-Oestreichers sein, an der Verfassung festzuhalten, ihre weitere Ausbildung im freiheitlichen Sinne anzustreben, und, wenn sie verloren geht, nach der Wiedererlangung derselben zu trachten. Die Verfassung ist ja das eigentliche Palladium der Deutschen Oestreichs gegen die Uebergriffe der anderen Nationen; wo sie aber nicht ausreicht, muß die Regierung zum Schutze des Deutschthums aufgefordert werden; die Forderung nach direkten Wahlen muß immer wieder erneuert werden, und die Regierung ist vor Allem für die Durchführung der neuen Schulgesetze verantwortlich zu machen.

Dies sind die Hauptpunkte des Programms, das die Deutschen in Oestreich in Rücksicht auf die Verfassungsfragen durchzuführen haben. Dieselben sind gegeben durch deren Pflichten gegen sich selbst, und gegen Deutschland, dem wir nicht durch Lässigkeit jetzt noch in der zwölften Stunde auch nur einen seiner künftigen Unterthanen verloren gehen lassen dürfen. —

Eine der wichtigsten und gegenwärtig am eifrigsten ventilirten Fragen ist die galizische. Schon vor zwei Jahren überreichte der galizische Landtag dem Abgeordnetenhause seine Wünsche in Gestalt einer Resolution. Dieselbe blieb aber wegen leerer Förmlichkeiten unerledigt liegen, und erst vor wenigen Wochen wurden die darin ausgesprochenen Forderungen durch eine ohne Zweifel von dem Minister Grocholsky, dem Autor der Resolution, verfaßte Regierungsvorlage vor das Abgeordnetenhaus gebracht. In Galizien giebt es kein deutsches Interesse zu wahren, und uns kann es ganz gleichgültig sein, wie die Polen auf ihrem Landtage schalten und walten, da wir das Weltbürgerthum doch so weit abgestreift haben dürften, daß wir uns nicht für die Ruthenen echauffiren, denen allerdings Gefahr droht, polonisirt zu werden. Die Deutsch-Oestreicher müssen froh sein, die Polen aus dem Abgeordnetenhause zu entfernen, da sie dann dem übrig bleibenden Cisleithanien mehr Freiheit geben können, woran sie die Polen stets hindern würden, da es ja bekannt ist, daß die

Stimmen derselben bei der Berathung der Grundrechte, sowie der späteren Verfassungsgesetze, die der Zweidrittelmajorität bedurften, immer nur durch Abänderungen, recte Abschwächungen zu erlangen waren.

Je isolirter, unabhängiger aber die Stellung Galiziens gemacht wird, desto freier kann sich das übrige Oestreich bewegen, und es läge somit im Interesse der Deutsch-Oestreicher, die Sonderstellung Galiziens in der weitesten Form durchzusetzen. Hierüber sind aber die einzelnen Parteien unter den Deutsch-Oestreichern nicht einig, wie denn jede die ganze Angelegenheit von einem verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet, und durchgeführt wissen will. Solcher Parteien oder vielmehr Parteischattirungen, da den Föderalen, Clerikalen, Feudalen gegenüber natürlich auch die Deutsch-Liberalen geschlossen dastehen, giebt es drei. Die erste derselben bildet, man bedenke, wir sprechen von Oestreich und östreichischen Verhältnissen, wo nichts absonderlich genug wäre, daß es nicht seine Berechtigung hätte, — die erste Partei bildet also die Majorität der verfassungstreuen Abgeordneten. Diese zumeist seit Schmerling's Zeiten amtirenden Vertreter haben gegenwärtig keine Stütze mehr im Volke, d. h. also keine Partei hinter sich, wir müssen sie also selbst als Partei ansehen, die dadurch merkwürdig und bedeutend wird, daß jedes ihrer Mitglieder im Vertretungskörper Sitz und Stimme hat. Die Mehrzahl der Verfassungspartei im Abgeordnetenhause will den Polen zwar die von ihnen gestellten Forderungen erfüllen, aber nur unter der Bedingung, daß die Polen für die direkten Wahlen stimmen sollten. Darauf scheinen diese nun nicht eingehen zu wollen, und so dürften vorderhand weder die Deutsch-Oestreicher ihren Wunsch nach den direkten Wahlen, noch die Galizianer den ihrigen nach der Autonomie des Landes befriedigt sehen.

Die zweite Partei, die sogenannte deutsche Partei, umfaßt gegenwärtig die meisten politischen Vereine und die große Masse

des Bürgerthums, die überwiegende Mehrzahl der Zeitungen steht zu ihr, und ist dieselbe durch etliche Landtags- und neuere Reichsrathsabgeordnete in Fühlung mit den parlamentarischen Körperschaften, dürfte aber bei etwaigen Neuwahlen für die Landtage und das Abgeordnetenhaus in den meisten Wahlbezirken ihre Candidaten durchbringen, da der Unwille über die alte Reichsrathsclique, die Alles verschleppt und nebenbei nach Verwaltungsrathsstellen fahndet, immer allgemeiner wird. Auf ihrem Parteitage vom 26. Februar 1871 in Wien hat die deutsche Partei die Gewährung der Autonomie an Galizien als im deutschen Interesse liegend befürwortet, ohne daß sie dafür etwas im Tauschhandel beanspruchen wollte.

Die dritte Partei endlich, die deutsch-nationale, deren kleine Anfänge wir beobachtet, an deren Wachsthum wir uns erfreut haben, die wir aber seit dem Schützenfeste halb und halb aus dem Auge verloren, faßte auf dem Parteitage zu Marburg am 12. Januar 1871 bezüglich der galizischen Frage radikale, durchgreifende Beschlüsse. Darnach soll Galizien sammt der Bukowina, die ja seit Altersher zu Galizien gehörte, von Oestreich losgelöst und selbstständig gemacht werden, und nur durch das allgemeine Budget und die Reichsgesetzgebung mit ihm in Verbindung bleiben. Es wäre dies dasselbe Verhältniß, welches zwischen Croatien und Ungarn besteht, und sich dort wirklich bewährt hat. Eine andere Lösung der galizischen Frage wird immer nur Stückwerk bleiben und weder den einen, noch den anderen Theil befriedigen. Die deutsch-nationale Partei machte auch zuerst darauf aufmerksam, was vielleicht vergessen worden wäre, daß die Deutsch-Oestreicher nämlich als Erben der Rechtsansprüche des deutschen Bundes, die ehemals zu diesem gehörigen Herzogthümer Auschwitz und Zator reclamiren könnten. Da Deutsch-Oestreich und künftig Deutschland aber kaum das Verlangen haben dürfte, von der edlen Sorte der Polaken, die im deutschen Reiche schon genugsam vertreten ist, sich noch mehr einzuthun, so beschränkt die deutsch-nationale Partei ihre Gebietsforderung Galizien gegenüber auf den

deutschgebliebenen Grenzstrich, in dem die gewerbfleißige Stadt Biala liegt.

Der Marburger Parteitag hat sich aber auch noch für weitere Veränderungen im Länderstatus Oestreich-Ungarns erklärt, die reiflich erwogen sind und der deutschen Sache entschiedenen Vortheil brächten. In der Ueberzeugung, daß Deutschland, wenn es seinen Theil der Erbschaft Oestreichs antritt, nur zu viel fremde Elemente mit in den Kauf nehmen müsse, um sich noch unnöthig mit einem solchen Gewichte zu belasten, verzichtete man auf Dalmatien, was um so leichter geschehen kann, da das Donaureich, welches sich aller menschlichen Voraussicht nach in den ungarischen, südslavischen und rumänischen Gebieten constituiren wird, und dem Dalmatien zufiele, gewiß immer die freundschaftlichsten Beziehungen zum deutschen Reiche unterhalten wird, so daß dessen Handel und Schifffahrt am adriatischen Meere, auf dem ihm ja noch eine ziemlich lange, gut gegliederte, mit trefflichen Häfen versehene Küstenstrecke verbleibt, nicht gefährdet erscheinen. Schon zur rascheren Betreibung der galizischen Angelegenheit eiferte die Intention an, daß die Landestheile, welche bestimmt sind, dereinst mit Deutschland vereinigt zu werden, schon jetzt einen Körper bilden sollen. So soll denn auch Dalmatien so bald als möglich ausgeschieden und Ungarn, oder vielmehr Croatien und Slavonien einverleibt werden, mit welchen beiden Ländern zusammen es wieder das historische dreieinige Königreich bilden würde. Man verlangt aber dafür von Ungarn die Abtretung jenes zusammenhängenden Grenzgebietes im Preßburger, Wieselburger, Oedenburger, Eisenburger und Zalader Comitate, welches durchgehends von Deutschen bewohnt, und bei Preßburg (ganz deutsch) beginnt, und in einem immer schmäler werdenden Streifen fortzieht, bis es schließlich bei Radkersburg in die steirische Grenze verläuft. Die Einwohnerzahl dieser Strecke dürfte ungefähr 350000 betragen, und wir glauben, daß es dem deutschen Reiche schlecht anstünde, hart an seiner Grenze ein paar Hunderttausend Deutsche unter fremder

Herrschaft zu belassen, und wir machen deshalb schon jetzt auf die Haidbauern, Bohnenzüchter und Hanzen, wie die drei bedeutendsten Gruppen genannt werden, aufmerksam. —

In Bezug auf die äußere Politik muß die loyale Forderung einer Allianz mit Deutschland aufrechterhalten werden. Wir können uns für dieselbe nicht begeistern, da damit unsere Situation offenbar verlängert würde, wir aber unsere Loyalität gegen Oestreich gewiß nicht soweit zu treiben brauchen, daß wir die Ereignisse, die wir allerdings nicht beschleunigen wollen, aufhalten sollten. Wir befinden uns hier im Widerspruch mit Vielen unserer Landsleute und oft wurde diese Frage discutirt. Obwohl von keiner Seite bestritten wurde, daß man die Forderung nach einer solchen Allianz stellen müsse, so waren Viele doch von der Idee nicht abzubringen, daß dies nur ein zum Scheine ausgesprochener Wunsch, dessen Erfüllung der deutschen Sache in Oestreich schaden würde, bleiben müsse. Konnte man sich aber hierüber nicht einigen, so hieß es immer: Was sorgen wir uns darum, er wird es schon machen! Und dies ist auch unsere Ueberzeugung. Der Mann, wir brauchen seinen Namen nicht zu nennen, der beim Abschluß einer Allianz zwischen Oestreich und Deutschland das gewichtigste Wort in die Wagschale legen würde, wird schon das Rechte herausfinden. So unterstellen auch wir in Oestreich uns schon dem mächtigen Einflusse jenes Mannes, der die Leitung Deutschlands in so fester und sicherer Hand hält. Der Name des Mannes, der nirgends so sehr verhöhnt, verspottet, verlacht, begeifert, geschmäht und gehaßt wurde, wie in Oestreich, ist heute bei uns fast so populär, wie draußen im Reiche. Und hatte er sich's nicht auch vorgenommen, daß sein Name in ganz Deutschland populär werden solle, und da gehören wir in Deutsch-Oestreich doch auch dazu! Und bald werden es nicht mehr bloß die lockeren Bande deutscher Cultur und Wissenschaft, und die zwar festeren, aber dem inneren Herzenswunsche auch nicht genügenden Bindemittel der deutschen Sprache und Sitte sein, die uns

an Deutschland knüpfen, sondern bald wird ein Staatswesen auch uns mit unseren Stammesbrüdern umschließen, und der Kyffhäuser wird sich noch einmal öffnen, und der alte Schwabenkaiser blickt auf das unter dem neuen Schwabengeschlechte erblühende und erstarkende alleinige Deutschland!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.